

Johannes Stockmayer

Texte zum Thema
Beratung und
Veränderung

Inhalt:

Der Weg der Veränderung ist ohne ende

„Es kann so nicht weitergehen!“

Gemeindeberatung: Den Weg zu einem gemeinsamen Ziel finden

Gott ranlassen

Nicht nach Schema F

Nicht zurückschauen und verbittern

Geistliche Gemeindeberatung

Gemeinsam auf der Suche

Wo den Hebel ansetzen?

Der Weg der Veränderung ist ohne Ende...

Warum Veränderungsprozesse schief gehen

Wir leben in einer Zeit permanenter und gravierender Veränderung. Aber viele Veränderungsprozesse bleiben stecken oder müssen nach einiger Zeit wieder „zurückgebaut“ werden. Woran liegt das?

Schlechte Startbedingungen

Veränderungsprozesse sind so komplex und vielfältig wie die Menschen, die an ihnen beteiligt sind. Es gibt viele Gründe, die dazu führen, dass Veränderungen im Chaos enden, stecken bleiben oder sogar statt zur erhofften Erneuerung, zum Zerbruch führen. Wenn die Veränderungsmaßnahmen zum Beispiel zur falschen Zeit begonnen wurden, ist die Chance groß, dass sie vor allem auf Widerstand stoßen. Vielleicht hat man sich gerade erst nach einer Phase der Umstrukturierungen wieder gefunden und wünscht sich nun nichts mehr als Konsolidierung und Ruhe. Der falsche Zeitpunkt für einen Aufbruch ins Unbekannte ist auch, wenn die äußeren Bedingungen unsicher sind, denn dann ist der Schritt ins Ungewisse nur bedrohlich. Und jede Veränderung *ist* ein Schritt auf bisher nicht betretenes Terrain. Und ungünstig ist der Zeitpunkt, wenn die Veränderungen unvermittelt kommen, sich niemand darauf vorbereitet hat und deshalb auch nicht einsieht, warum man eigentlich die Schwierigkeiten eines Veränderungsweges auf sich nehmen soll.

Langsam gehen

Veränderungen brauchen Zeit und einen langen Atem. Wer nur schnell mal etwas umstrukturieren will, landet in der Sackgasse, weil er sich in der Eile verrannt hat. Das ist ein weiterer Grund, warum Veränderungsprozesse schief laufen: Es wird vielfach zu schnell, zu unüberlegt vorgegangen und die Gründe, für die Umgestaltung sind den Meisten nicht klar. Im Vorfeld einer Veränderung sind viele Gespräche nötig. Veränderungsprozesse, die nach dem Hauruckverfahren beginnen, sind von vornherein mühselig oder bereits im Keim zum Scheitern verdammt. Wer denkt, dass er mit dem Kommando: „Alle mal herhören, ab morgen ist alles anders!“ die Menschen hinter sich bringt, täuscht sich. Überzeugungsarbeit ist gefragt, viele erklärende Worte und tausend Begründungen sind nötig. Dabei geht es weniger darum, die Menschen zu überreden, als vielmehr dafür zu sorgen, dass wirklich verstanden wurde, was man will und warum man diese Maßnahmen ergreift. Gegenargumente müssen aufgenommen werden. Die Gegner der Veränderung sollen das Gefühl haben, dass auch sie gehört und ihre Beweggründe akzeptiert werden. Alternativen werden gemeinsam ausgelotet – so lange bis allen klar ist, dass diese Veränderung wirklich notwendig ist, also eine Notwendigkeit. Erst dann erfolgt die Startfreigabe für den Umbau.

Kritische Wegstrecken beachten

Drei weitere Gründe, die zu einem Misslingen von Veränderungsprozessen führen und die ich immer wieder beobachte, will ich näher betrachten:

1. Es wird das Falsche verändert.

Das ist natürlich nicht so einfach: Was ist das Falsche und was ist das Richtige? Wo lohnt sich eine Veränderung und wo vergeudet sie nur die Kräfte? Ich meine: Falsch ist es, wenn es nur um Äußeres geht. Eine Fassadenrenovierung sieht zwar im ersten Moment schön aus, aber bald zeigt sich, dass das Fundament marode ist und erneuert werden müsste, der neue Verputz bröckelt ab. Kosmetische Korrekturen verändern den Kern nicht, im Grunde bleibt der Mensch unter dem neuen Outfit der gleiche. Veränderungen sind dann nachhaltig und erfolgreich, wenn sie die Mitte, den Kern, das Wesentliche verändern. Teilrenovierungen sind immer nur etwas Vorläufiges. Es geht aber um das Ganze! Wenn nur halbherzig verändert wird, verändert sich in Wirklichkeit nichts. Wenn Veränderung, dann alles! Ein neues Stückchen Tuch auf das alte Gewebe gesteppt, hält nicht auf Dauer. So verstehe ich die Bibelstelle vom neuen Wein in neuen Schläuchen (Matthäus 9, 16-17): Macht kein Flickwerk, verändert nicht nur Unwichtiges – wenn schon, dann richtig: Von der Mitte her und ganz!

2. Es werden die falschen Maßnahmen zur Veränderungen ergriffen.

Auch das ist wieder eine heikle Aussage: Was sind die falschen und richtigen Mittel? Falsch ist alles, was nicht konsequent ist. Im Grunde muss das Alte ganz und gar beendet werden. Wenn das Alte neben dem Neuen besteht, wird die Veränderung sich nur schwer durchsetzen können, denn das Alte hat einfach mehr Gewicht. Das Alte, das keinen Bestand mehr für die Zukunft hat, muss als solches erkannt, benannt und dann auch abgeschnitten werden, sonst vergiftet es den Neuanfang. Dieser Eingriff tut weht! Wer Angst vor Schmerzen hat, die bei Veränderungsprozessen notwendig auftreten, plädiert für Kompromisse, wählt die Doppellösung: Altes und Neues darf Nebeneinander her existieren. Aber das führt zu Parallelstrukturen und irgendwann reißt es (Modell 1): Der Zweitgottesdienst wird zum Alternativangebot und oft dann auch irgendwann zu einer eigenen, neuen Gemeinde. Besser ist es, wenn man in dem Bereich, in dem Erneuerung als notwendig erkannt wird, konsequent den Umbau vornimmt. Vielfach lässt man das Alte stehen aus Angst, dass es Schwierigkeiten gibt und Menschen Ärger machen. Man wundert sich dann aber, warum das Neue nicht richtig durchbricht. Es wird vom Alten erstickt. Oder anders gesagt: Wenn wir immer wieder Neues beginnen, aber das Alte nicht abschließen, dann wächst ein unüberwindlicher Dschungel, in dem neue Formen keinen Platz mehr haben. Sie suchen sich dann woanders ihren Platz.

3. Veränderungen werden zu schnell vorgenommen

Veränderungen brauchen Zeit, viel mehr Zeit als wir normalerweise denken oder uns wünschen. Wer den Weg der Veränderung geht, braucht einen langen Atem. Erneuerungen lassen sich nicht übers Knie brechen. Veränderungen sind etwas Wachstümliches. sie beginnen klein, müssen gepflegt und gehegt werden, benötigen Raum zum Wachsen, Aufmerksamkeit und viel Zuwendung. Sie fordern unsere ganze Aufmerksamkeit, sind nicht mit „links“ zu bewältigen. Vieles ist eine Sache der Gewöhnung – und deshalb auch der Umgewöhnung. Eingespielte Vorgänge ändern sich nicht von heute auf morgen. Nachhaltige Veränderungen sind eine Umgestaltung von innen nach außen. Zuerst verändert sich die Sichtweise, dann das Verhalten. Zuerst erneuert sich das Herz, dann die Gedanken. Wir beginnen mit Gott, verbünden uns neu mit ihm, dadurch verändert sich unser Glaube, das Vertrauen in ihn. Die Konsequenz heißt: Jede Veränderung, die nicht von innen kommt und uns im Innersten verändert ist unnötig. Die wirklichen Veränderungen bewirken eine Erneuerung der Gottesbeziehung, sonst laufen sie ins Leere. Nachhaltige Veränderungen stärken die Beziehungen – zu Gott und zu den Menschen. Und das braucht Zeit, denn Beziehungen entstehen nur, indem wir uns ganz zur Verfügung stellen.

Den Weg der Veränderung gehen

Nachdem ich nun vor allem darüber geredet habe, was Veränderungsprozesse verhindert, möchte ich nun auch aufzeigen, wie Veränderungen positiv verlaufen können. (Siehe Schaubilder)

Modell 2: Die lineare Veränderung

Entscheidend ist, wie steil die Kurve verläuft. Das Alte nimmt ab und Neues bricht auf. Ich plädiere normalerweise für einen eher flachen Verlauf der Kurve. Aber das bedeutet, dass die Veränderung sehr langsam, Vielleicht sogar unmerklich läuft. Das Modell der linearen Veränderung ist ein Idealmodell. Nach meiner Erfahrung kommt es so in Wirklichkeit kaum vor. Dieses Modell suggeriert, dass die Kurve exakt zu steuern ist. Aber das ist sie in Wirklichkeit meistens nicht. Laufen die Veränderungsprozesse, so entwickeln sie ihre eigene (manchmal ungeahnte) Dynamik.

Modell 3: Die Veränderung in Teilbereichen

Zu diesem Modell gehört eine genaue Planung: Wo beginnen wir mit der Veränderung? Ein Bereich nach dem anderen wird erneuert, entsprechend stufenweise entwickelt sich das Neue und nimmt das Alte ab. Der Vorteil ist, dass man die Veränderung in überschaubare

Projekte zergliedert. Ist eine Sache abgeschlossen, wagen wir uns an den nächsten Bereich. Dazwischen gibt es eine Zäsur, eine Zeit zur Erholung und aufatmen. Wir freuen uns an dem, was wir bereits erreicht haben. Das Entscheidende bei diesem Modell ist, dass man mit dem Wichtigsten beginnt, die Veränderung vom Wesentlichen her zum Äußeren hin geschieht. Das heißt für Veränderungen in der Gemeinde: Besser mit einer Erneuerung des Gottesdienst beginnen, als das Foyer des Gemeindehauses umgestalten.

Modell 4: Katastrophen-Modell

Daneben gibt es auch Modelle für Veränderung, wo das Neue unmittelbar durch eine äußere Einwirkung eintritt. Schlagartig wird klar, dass das, was bisher war, so nicht weitergeführt werden kann. Wir müssen uns in Form eines Krisenmanagements um neue Formen und Abläufe bemühen. Solche „Katastrophen“ sind: die Finanzen brechen weg, ein Pastorenwechsel erschüttert die Gemeinde, gesellschaftliche Umbrüche zwingen zum Handeln. Möglich, dass wir in den nächsten Jahren mit dieser Form von Veränderungsprozessen öfters konfrontiert werden, als uns lieb ist. Wir werden zum Handeln gezwungen – vor allem, wenn wir nicht wachsam und aufmerksam sind! Das muss nicht schlecht sein. Oft braucht es einen äußeren Anstoß für eine innere grundsätzliche Erneuerung und ein konsequentes Umdenken. Wer sich bisher mit Veränderungen schwer getan hat erfährt nun die „Unterstützung“ durch die sich verändernden Umstände.

Modell 5: Veränderung durch Loslassen

Das fünfte Modell ist mir in den letzten Jahren immer wichtiger geworden. Wir dürfen uns nichts vormachen: Veränderungen haben immer mit Loslassen zu tun. Und loslassen bedeutet in seiner letzten Konsequenz: Sterben! Veränderungsprozesse sind Sterbevorgänge. Das macht das Geschehen brisant. Altes muss sterben, damit Neues leben kann. Das ist das Gesetz der Natur und das ist auch ein geistliches Prinzip. Nur dort, wo Menschen bereit sind alles herzugeben, sich selbst loszulassen, bricht Neues auf. Es ist mir deshalb unverständlich und immer mehr eine innere Not, wenn ich mit erlebe, wie ältere Geschwister in der Gemeinde am Bestehenden festhalten, nicht bereit sind, ihre Vorrechte herzugeben. Denn nur dann, wenn sie das tun und bereit sind, den Platz in der Mitte der Gemeinde freizugeben und selbst an den Rand zu rutschen, entsteht Raum für das Neue. Sterben ist notwendig, damit Neues geboren werden kann. Das ist der letzte und tiefste Ernst eines Veränderungsprozesses.

Dort wo das Alte noch herrscht, aber auch das Neue bereits aufbricht erlebe ich Konflikte, die beide Seiten bedrohen: Auf der einen Seite besteht die Gefahr, dass das Neue, das noch unbeholfen und jung ist, wieder eingeht, weil es vom Alten erdrückt wird – und auf der anderen Seite bewirkt das Beharrungsvermögen der Alten, dass sie dabei ihr eigenes Lebenswerk gefährden. Denn wenn die Jungen fort gehen, wenn das Neue verhindert wird,

gibt es keine Zukunft. Es liegt an den Alten, dass sie alles tun, damit das Neue aufwachsen kann, sich einwurzelt in den guten Boden der Vergangenheit und neues Leben zur Entfaltung bringt, auch wenn das Neue ganz anders aussieht, als das Bisherige. Die Alten machen Platz und geben den neuen Formen Schutz, Nahrung und Vertrauen. Dann können sie sich getrost zurückziehen und sterben, denn das Leben geht weiter.

Vermittler sind nötig

Damit diese komplexen und tief greifenden Veränderungsprozesse gelingen, sind Vermittler nötig. Das sind Menschen, die sich in den Riss zwischen dem Alten und dem Neuen bewegen. Sie pendeln hin und her und sorgen so dafür, dass aus dem Ritz kein Spalt wird. Sie wecken auf beiden Seiten Verständnis, transportieren die Argumente und Befürchtungen von hier nach dort und zurück und bringen auf diese Weise ein Gespräch in Gang. Sie halten die Kommunikation am Laufen. Oft werden diese Vermittler von der einen Seite als Vertreter der gegensätzlichen Sache angesehen, oft sitzen sie zwischen allen Stühlen. Aber trotz aller Verdächtigungen hören sie nicht auf, um Verständnis zu werben. Immer wieder weisen sie darauf hin, um was es eigentlich geht: „Wir sind miteinander auf dem Weg in die Zukunft Gottes. Wir schauen miteinander auf das, was Gott möchte. Wir orientieren uns an seinen Vorgaben. Wir haben den gemeinsamen Auftrag, dass sich sein Leben fortsetzt. Lasst uns herausfinden, wie das heute geschehen kann. Veränderungen sind nötig, damit wir Gott dienen und das Leben, das er schenkt fördern. Lasst uns von uns wegschauen und auf dieses gemeinsame Ziel blicken. Wir können loslassen, weil es um ihn geht.“

Vermittler mit viel Geduld, kommunikativer Kompetenz und Liebe – auch zu den widerspenstigen Menschen, sind in Veränderungszeiten unbedingt gefragt. Sie dürfen sich nicht frustrieren lassen durch alles, was sich einer positiven und notwendigen Entwicklung von Veränderungen entgegensetzt, sondern benötigen immer wieder die Gewissheit, dass sie berufen sind und einen wichtigen Dienst tun, damit morgen die alte und ewiggültige Botschaft der Liebe Gottes in neuem Gewand, lebendig und ansprechend verstehbar wird.

„Es kann so nicht weitergehen!“

Warum man diesen Satz ernst nehmen sollte

Problemanzeige

„*Es kann so nicht weitergehen!*“ Hinter diesem Satz steht meist eine lange Vorgeschichte, die gekennzeichnet ist von vielen vergeblichen Versuchen einer Besserungen, von leidvollen Erfahrungen und bitteren Auseinandersetzungen.

Der Anfang ist oft harmlos. Es sind Kleinigkeiten, die das Miteinander beeinträchtigen. „Peanuts“, sagt der eine und winkt ab. „Es lohnt sich nicht, dass wir uns deswegen streiten“, sagt der andere. Das Problem wird verharmlost, wer will schon gerne Ärger?

Aber trotzdem, der Stachel sitzt. Irgendetwas kränkt und wühlt im Inneren: „Es war nicht gerecht! Ich hätte mich wehren sollen.“ Zum Einen kommt das Andere, es sind weitere Vorkommnisse, die das Gleichgewicht der Beziehungen stören. Aber weil man im einen Fall nicht nachtragend war und großzügig darüber hinweggegangen ist, tut man es im anderen auch. Langsam sammelt sich eine Menge emotionaler Scherben unter dem Teppich. Es kostet immer mehr Anstrengung, den Frieden zu halten und den Schein zu wahren. Im Innern staut sich der Unmut, der Druck erhöht sich. Mal um mal füllt sich das Fass, bis es der letzte Tropfen zum Überlaufen bringt. Dann knallt es. Nun ist der Ärger nicht mehr zu verbergen, nun muss man sich der Tatsache stellen: „Wir haben ein Problem!“

Endpunkt

„*Es kann so nicht weitergehen!*“ Dieser Satz markiert den Wendepunkt. Hinter ihm steckt die Erkenntnis, dass eine Zäsur nötig ist. Wenn wir so miteinander weitermachen, passiert noch Schlimmeres. Ich oder du, einer von uns geht kaputt, wenn sich nichts ändert. Es muss etwas geschehen!

Oft steckt hinter diesem Satz die geballte Wut der verletzten und gekränkten Seele: „Ich lasse mir das nicht weiter gefallen!“ Die Wut gibt die Energie, sich der Wahrheit zu stellen. Vielleicht bedauert man hinterher, dass einem dieser Satz herausgerutscht ist, denn er setzt einen Endpunkt. Dieser Satz legt ultimativ fest, man kann nicht mehr hinter ihn zurück. Jetzt muss man handeln, jetzt geht es ums Ganze. Der Schein des lieben Friedens ist dahin, der bisher verborgene Konflikt ist sichtbar geworden. Jetzt beginnt die Auseinandersetzung. Wer sich jetzt zurückzieht und kneift, hat verloren. Denn dieser Satz beschreibt die Wahrheit: „Es kann so nicht weitergehen!“

Rückzug

„*Es kann eigentlich so nicht weitergehen!*“ Das ist vielleicht aber auch ein hilfloser Seufzer. Man spürt, dass Konsequenzen nötig sind, weiß aber nicht, wie man sie durchziehen soll. Die Erkenntnis ist da, dass, wenn es so weiter geht, bald nichts mehr geht. Aber es fehlt der Mut zur Veränderung, der Schneid zum Kampf, die Kraft zum Widerstand. Man hängt fest. Es kann so nicht weitergehen – aber es besteht auch keine Chance zur Veränderung.

Wer weiß, dass es so nicht weitergehen kann, aber nicht die Kraft hat etwas zu ändern, tut gut daran, selbst zu gehen. Die Einsicht wächst: Bevor ich nicht mehr kann und die Resignation und Ratlosigkeit mich vollends lähmt, packe *ich* meine Sachen und gehe. *Ich* ziehe die Konsequenzen auf meine Weise! Denn wenn es nicht so weitergehen kann, aber die Menschen in meiner Umgebung das nicht einsehen und die Umstände unbeweglich bleiben, muss ich mir einen Platz suchen, wo es weitergehen kann – wenigstens für mich.

Selbsterkenntnis

„*Es kann so nicht weitergehen!*“ Dieser Satz fordert zur Auseinandersetzung heraus – aber an erster Stelle mit mir selbst. Was bedeutet es denn für mich persönlich, dass es „so“ nicht weitergehen darf? Was steckt hinter diesem „so“? Jetzt muss man sich selbst auf die Spur kommen: Was beeinträchtigt mich? Was macht mir etwas aus? Warum bin ich in die Defensive geraten? Warum haben mich die Menschen oder Umstände unter Druck gesetzt?

Es wird deutlich, dass vieles zusammengekommen ist. Aber warum hat mir das alles so viel ausgemacht? Jetzt zeigen sich die wunden Stellen in der eigenen Persönlichkeit, frühere Verletzungen, alte Muster oder frühe Festlegungen. Verhaltensmuster haben verhindert, dass ich mich nicht gleich gewehrt habe. Ich habe anderen Menschen zu viel Rechte über mich gegeben. Ich habe mich in meiner Persönlichkeit begrenzen lassen oder anderen das Recht gegeben, meine Grenzen zu überschreiten. Warum nur? Wenn ich nicht möchte, dass es „so“ weitergeht, muss ich mir überlegen, was ich ändern möchte. Ich muss herausfinden, wie das „so“ zum „anders“ wird: Es muss anders weitergehen!

Perspektive

„*Es kann so nicht weitergehen!*“ Dieser Satz fordert Entscheidungen heraus. Ich muss etwas ändern – zuerst bei mir, dann bei den Umständen, dann in den Beziehungen. Komme ich mir selber nicht auf die Spur, suche ich nach einem Seelsorger oder einer Seelsorgerin. Ein Außenblick hilft, klarer die blinden Flecken und die eingespielten Verhaltensmuster zu identifizieren. Denn nun sind Veränderungen nötig; Neues steht an. Wenn klar wird, dass es so nicht weitergehen kann, bedeutet das: Es gibt Alternativen für mein Leben. Ich muss sie nur entdecken und bereit sein, anders zu leben. Mit der Feststellung, dass es so nicht weitergehen kann, öffnet sich meine Zukunft. Die Suche beginnt: Was ist jetzt für mich dran? Wie solle es von jetzt ab weitergehen?

„Es kann so nicht weitergehen!“ ist ein positiver Satz, der aus der drangvollern Enge der Begrenzung in die Weite führt. Das Leben beginnt neu. Weitere, andere Möglichkeiten tauchen auf. Wo bisher Endstation war und ich keine Chancen mehr sah, öffnen sich Türen.

Klärungen

„*Es kann so nicht weitergehen!*“ Nun beginnt die Arbeit. Beziehungen müssen neu definiert werden, Abläufe besprochen, Strukturen hinterfragt und die Bedingungen für den gemeinsamen weiteren Weg ausgehandelt werden. Was will ich? Was willst du? Was kann ich geben, was will ich geben? Was ist dein Beitrag zum Ganzen? Mit dem Satz „Es kann so nicht weitergehen!“ ist das bisherige Gleichgewicht ins Wanken geraten, denn es ging zu Lasten einer Seite. Der andere, der diesen Satz hört – vielleicht ganz unvermittelt – muss sich erst damit befassen. Bisher schien doch alles in Ordnung zu sein – und nun wird alles hinterfragt und neu bewertet. Der Satz löst Abwehr aus, verhärtet vielleicht sogar die Situation: „Ich bin nicht bereit, meine Vorteile loszulassen! Bisher ist es doch auch gegangen.“ Der andere braucht Zeit, bis er sich bereit erklärt, mitzumachen bei den Überlegungen wie die Zukunft gerechter, ausgeglichener, gemeinsamer gestaltet werden kann. Gibt es Möglichkeiten, gemeinsam weiterzugehen? Wenn ja, müssen sie gefunden werden. Wenn nein, ist eine klare Trennung nötig. Alle sind daran beteiligt, herauszufinden, wie es weitergehen kann, damit jeder mitgehen kann.

Wendung

„*Es kann so nicht weitergehen!*“ Und dann ist das Leben weitergegangen, aber ganz anders, ganz neu. Manche machten die Erfahrung: Die Zeit, die nach diesem Satz kam, war hart und mühsam. Vieles musste neu buchstabiert werden. Das Neue erschloss sich nicht sofort. Schritt für Schritt war zu überlegen, was man wirklich wollte und zu einem passt. Man achtete mehr und mehr auf seine Grenzen und fand heraus, wie es so weitergehen konnte, damit man tatsächlich weiter kam.

Aber dann, irgendwann, erkennt man beim Rückblick, dass mit diesem Satz das Leben wirklich ein Wendung bekommen hatte. Dankbarkeit bricht auf: „Wie gut, dass ich damals diesen Satz gesagt habe! Es konnte einfach nicht so weitergehen.“ Im Nachhinein staunt man, dass man damals den Mut gefunden hatte, die Zäsur zu machen, ein Ende zu setzen und neu anzufangen.

Zielpunkt

„*Es kann so nicht weitergehen!*“ Das ist ein Satz voller Energie. Vielleicht ist es der Mut der Verzweiflung oder auch nur der Aufschrei einer geplagten und geschundenen Seele. Aber

hier wehrt sich das Leben. Dieser Satz kommt aus der Tiefe Gottes. In ihm meldet sich die Würde des Menschen, der nach dem Ebenbild Gottes geschaffen wurde: „Es *darf* nicht so weitergehen!“ Gott hat den Menschen zur Freiheit geschaffen, sein Leben soll sich entfalten können. Alles, was diese Freiheit behindert oder zerstört, stellt sich gegen Gott.

„Es kann so nicht weitergehen!“ Das ist der verzweifelte Ruf eines Menschen zu Gott, er soll ihn herausholen, aus dem Netz von unklaren oder falschen Beziehungen und eingrenzenden Umständen, in das er geraten ist, ihn befreien und auf einen sicheren Grund stellen. Und Gott hört diese Bitte: „Unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Netz des Vogelfängers; das Netz ist zerrissen und wir sind frei“ (Psalm 124).

Aufbruch

„*Es kann so nicht weitergehen!*“ Vielleicht ist das Leben dann danach ganz anders weitergegangen als gedacht. Aber dieser Satz war wie ein Aufbruch in ein neues Land. Es ist nicht mehr so weitergegangen wie bisher, sondern anders, besser. Der Erkenntnis dass sich vieles grundsätzlich ändern muss, hat dazu geholfen, dass man weitergekommen ist. – weitergekommen zu sich und zu Gott. Vielleicht ist dieser Satz immer wieder nötig, weil man sich aufs Neue verstrickt hat im Alten. Dann dient dieser Satz zur Korrektur, zur Neuausrichtung, damit man weitergehen kann.

Denn das Ziel ist Gott und alles was uns von diesem Weg abbringt, muss weichen. „Es kann so nicht weitergehen ... denn wenn ich so weitergehe, verliere ich Gott, gehe ich in die falsche Richtung. *Ich* kann so nicht weitergehen ... denn ich will bei Gott ankommen.“

„Es kann so nicht weitergehen“, ist ein wichtiger Satz, der uns immer wieder auf den richtigen Weg zurückbringt.

Gemeindeberatung: Den Weg zu einem gemeinsamen Ziel finden

Wenn mich eine Gemeinde zu einer Beratung einlädt, wissen die meisten Gemeindeglieder nicht, was auf sie zukommt. Sie stellen sich häufig vor, dass nun ihre Gemeinde insgesamt eine Behandlung erfährt, denken aber nicht daran, dass die Gemeinde sich ja aus vielen einzelnen Gliedern zusammensetzt. Sie sind dann erstaunt, wenn sie auf einmal persönlich „dran“ sind und es um den einzelnen geht.

Eine Gemeinde kann nur funktionieren, weil sie aus vielen lebendigen Teilen besteht. Gemeinde ist keine abstrakte Größe, die wie ein Kirchengebäude renoviert werden kann. Während der Gemeindeberater auf dem Baugerüst steht und seine Arbeit tut, schauen die anderen zu und freuen sich daran, wie die Gemeinde einen neuen, frischen Anstrich bekommt. So geht es nicht!

Jeder einzelne ist gefragt, jeder ist in den Prozess der Veränderung und Erneuerung mit eingeschlossen. Die Gemeinde wird nur neu und lebendig, wenn alle mitmachen! Gemeindeberatung ist ein gemeinsamer Weg.

Freilich sind auf diesem Weg die einen weiter vorn, weil sie schneller sind. Ihnen geht alles viel zu langsam. Sie hätten gern die nötigen Veränderungen schon gestern vollzogen. Die anderen dagegen sind eher zögernd und bauen aufs Abwarten, sie wollen sehen, wo es hingehet, und sind sich noch nicht klar, ob sie mitgehen wollen.

In dieser ersten Phase der Gemeindeberatung müssen deshalb die unterschiedlichen Bedürfnisse und Erwartungen zusammengebracht werden. Da es unterschiedliche Vorstellungen von Gemeinde gibt, geht es nicht anders, als darüber zu reden. Da kann es dann passieren, dass einiges durcheinander läuft und plötzlich das schöne Bild von Gemeinde in Frage gestellt ist. Das, was bisher als richtig und gut angesehen wird, wird nun diskutiert, alte Begebenheiten, die schon längst abgeschlossen waren, kommen wieder auf den Tisch, das Bestehende wird in die Mangel genommen. Es ist nichts mehr sicher, die Gemeinde gerät in Bewegung.

Wenn das geschieht, ist keine passive Distanz mehr möglich, alle sind in den Prozess der Veränderung mit einbezogen. Gemeindeberatung ist eine Sache, die unruhig macht und wehtut, weil sie hinterfragt. Der Gemeindeberater ist dann der Unruhestifter, der die Sache noch schlimmer macht. Die einen versuchen das Bestehende zu verteidigen und sagen beschwichtigend: „So schlimm sind wir doch gar nicht!“, während die anderen gern noch gründlicher die „Axt an die Wurzeln legen möchten“.

Ein gemeinsamer Aufbruch – und damit der eigentliche Beginn der Gemeindeberatung – ist nur dann möglich, wenn alle zusammen zu einer gemeinsamen Sicht ihrer Gemeinde kommen, wenn ein neues Verständnis von Gemeinde aufbricht und beschlossen wird: Wir machen uns auf den Weg. Die überstandenen ersten Turbulenzen führen zu einem Wir-Gefühl und zu einem neuen Gemeinde-Verständnis. Nachdem wieder Ruhe eingekehrt ist vermuten nun viele, das Schlimmste wäre überstanden und die Gemeindeberatung hätte ihr

Ziel erreicht. Manche Gemeinden entlassen ihren Berater auch an dieser Stelle, weil sie denken, dass sie nun alleine weitergehen können.

Aber die Hauptarbeit liegt noch vor der Gemeinde. Wenn ich behutsam darauf hinweise, dass nun die eigentliche Beratung erst beginnt, stoße ich oft auf Erschrecken und erlebe ein Aufstöhnen. Das neu gewonnene Bewusstsein für Gemeinde gilt es nun einzusetzen, um miteinander zu erarbeiten: Wo wollen wir eigentlich hin? Was sind unsere Ziele?

Unter Umständen braucht es einige Überzeugungsarbeit von Seiten des Beraters, um klar zu sehen, dass die Arbeit an einer gemeinsamen Perspektive überhaupt nötig ist. Viele Gemeinden sind es gewohnt, dass das Gemeindeleben die Privatsache des einzelnen ist, jeder bringt sich mit seinen Gaben und Fähigkeiten, mit seinen Vorlieben und Bedürfnissen ein, aber es fehlt der Blick für das Ganze, die Vernetzung der einzelnen Initiativen und die Ausrichtung auf ein Ziel. Wenn nun nach einer gemeinsamen Perspektive geforscht wird, geht der Blick über das Bestehende hinaus in eine nähere oder fernere Zukunft. Das ist ein zweiter wichtiger Schritt in der Gemeindeberatung, und dieser Blick gelingt nur dann, wenn alte Schwierigkeiten bewältigt sind und man sich nicht ständig mit Problemen der Vergangenheit beschäftigen muss. Ist das der Fall, dann müssen diese „Altlasten“ in einem Zwischenschritt bearbeitet und geklärt werden.

Für den Weg über das Bestehende hinaus muss eine klare Entscheidung getroffen werden. Nachvollziehbar, wenn nun nicht mehr alle mitgehen und man in einem kleineren Kreis eine Vision für den Auftrag der Gemeinde entwickelt. Das ist nicht schlimm! Eine kleine Gruppe arbeitet effektiver, und meistens finden sich hier sowieso die „Visionäre“ zusammen, denen es Spaß macht, etwas Neues zu entwickeln.

Aber Achtung! Diese Perspektiven dürfen nicht abgehoben und unrealistisch sein, sie müssen am gegenwärtigen Zustand der Gemeinde angeknüpft werden können. Die Ziele sollen herausfordernd und motivierend sein, damit sich viele begeistert dahinter stellen und mitgehen und man die wieder ins Boot holen kann, die vor einiger Zeit ausgestiegen sind.

Und das ist nun der dritte Schritt in der Gemeindeberatung, der noch einmal ein kräftiges Stück Arbeit bedeutet: Wie kann der Gemeinde die gewonnene Weitsicht vermittelt werden? Wie können die Ziele und Perspektiven so in kleine gangbare Schritte umgesetzt werden, dass sich die Gemeinde insgesamt in diese Richtung bewegt? Überzeugungsarbeit ist nötig, Kommunikation ist gefragt, man muss begründen und um Verständnis werben. Auf Kritik wird eingegangen, mit viel Geduld werden auch die Zögerer zum Mitmachen motiviert. Besser liebevoll auf Widerstand eingehen, als sich gewalttätig durchsetzen!

Der Gemeindeberater braucht auf diesem Weg einen langen Atem, um den Prozess am Laufen zu halten und dafür zu sorgen, dass er nicht zu früh abgebrochen wird. Er stellt sich bewusst zwischen die einzelnen Gruppen und Meinungen, verbindet, gleicht aus und versöhnt, wo es nötig ist. Er ist viel mit einzelnen im Gespräch, gibt aber auch der Gemeinde immer wieder die Rückmeldung, wo sie sich gerade befindet. Wenn er ruhig in diesem Chaos

steht, hilft das anderen, nicht in Panik zu geraten, er signalisiert mit seinem Verhalten: Wir befinden uns auf einem guten Weg. Er muss dafür sorgen, dass einzelne Punkte ausdiskutiert werden und der Weg bis zum Ende gegangen wird. Bleibt die Gemeinde unterwegs stecken, wäre es möglich, dass sie sich einmauert und für längere Zeit nicht mehr vorankommt, denn schlechte Erfahrungen der Vergangenheit sind ein Hindernis für die Zukunft.

Wann hat man dann aber tatsächlich das Ziel erreicht? Die gewonnene Perspektive ist ja nicht bereits mit dem nächsten Schritt gleich umgesetzt. Jetzt geht es noch um die Feinarbeit: Je konkreter die Ziele sind, desto eindeutiger kann die Gemeinde vorangehen. Solche Ziele sind zum Beispiel:

- Wie wollen als Gemeindeglieder vertrauter und offener miteinander umgehen.
- Wir wollen eine missionarische Gemeinde sein.
- Wir suchen nach neuen Formen des Zusammenlebens in der Gemeinde.
- Wir wollen einen neuen Gottesdienst entwickeln.

In der Gemeindeberatung ist die entscheidende Arbeit getan, wenn jedes – oder möglichst viele – Gemeindeglieder sich hinter diese Vorgaben stellt und sich die gemeinsame Perspektive zu eigen macht. Wenn klar ist, wer welchen Teil an der Verwirklichung übernimmt, die Kompetenzen festgelegt sind und die Leitungsverantwortung aufgeteilt worden ist, kann sich der Gemeindeberater langsam zurückziehen. Ein gemeinsam ausgearbeiteter Plan hilft, Zwischenziele zu erreichen und immer wieder zu überprüfen, ob man noch in der richtigen Richtung unterwegs ist.

Zusammenfassend gesagt ist die Aufgabe des Gemeindeberaters, zunächst das Bestehende aufzusprennen und die einzelnen Gemeindeglieder in der Gemeinde sichtbar zu machen, ihre Beziehungen zum Ganzen der Gemeinde zu wecken und die Beziehungen untereinander zu stärken. Dann gilt es, diese Einzelteile wieder zu einer gemeinsamen Sicht zu verbinden, um den Einzelnen die Verantwortung für das gemeinsame Ziel zu vermitteln. Es geht um den Einzelnen und um die ganze Gemeinde, wie bei einem Pendel geht es einmal um das eine, dann um das andere. Je nach Situation konzentriert sich der Gemeindeberater mehr auf die eine oder eher auf die andere Seite, aber er hat beide Bereiche im Blick. Er sorgt gleichzeitig dafür, dass dieses Hin und Her eine Zielrichtung findet, dass die Gemeinde insgesamt und das einzelne Gemeindeglied für sich in Bewegung kommt, auf das Ziel zu, das Gott der Gemeinde in dieser Zeit und an diesem Ort gegeben hat.

Gott ranlassen

Als Berater ist man in der Gefahr, über alles Bescheid wissen zu müssen, die optimalen Lösungen zu kennen und voll im Blick zu haben, was für die gegenwärtige Situation das Richtige ist. Deshalb ist man schließlich Berater, man soll den Menschen (die allein nicht weiterwissen) zeigen, wie's geht, oder ihnen wenigstens einen Hinweis geben, wie es funktionieren könnte.

Dabei muss man den Menschen (der ratlos ist), gut kennen, sich auf ihn einstellen, gleichsam von innen betrachten. Aber gleichzeitig darf man die Distanz nicht verlieren, damit der nötige Überblick nicht verloren geht. Eine heillose Überforderung.

Der Ratsuchende erwartet oft, dass ich als Berater sein Problem übernehme und löse, ihm die Lasten abnehme und trage. Er sagt mir, was ich tun soll, damit es ihm besser geht. Er weiß ja Bescheid. Er kennt sich aus, er hat sich schon lange und ausgiebig mit seinem Problem beschäftigt. Er ist zum Fachmann für seine Schwierigkeiten geworden. Er hat gelernt, mit den Unannehmlichkeiten umzugehen, sie klein zu halten, sie zu verstecken oder schönzufärben. Nur, warum tut er nicht, was ihm wirklich hilft? Weil er keine Verantwortung für sein Verhalten übernehmen möchte. Das soll ich als Berater tun. Er hat es bisher zwar nicht geschafft, sein Problem zu lösen, aber wenn ich für ihn die Arbeit leiste (als Profi und Dienstleister) und das mit mehr Nachdruck und Energie als er, dann wird er es schon schaffen.

Als Berater weiß ich ja, wo der Hebel sitzt, der alles verändert. Wenn ich dem bedürftigen Menschen sage, wo, wird er ihn bestimmt betätigen. Aber es soll keine Mühe kosten, es soll ganz leicht gehen: ein Griff und alles ist anders! Er ist zwar bereit, sich zu verändern, aber ohne dass er etwas dafür tun muss – nach dem Motto: Wasch mich, aber mach mich nicht nass. Wenn ihm das Wasser (das ihn reinigt und erneuert) ins Gesicht spritzt, schreit er gekränkt auf. So hat er es sich nicht vorgestellt: Was bin ich nur für ein erbarmungsloser Berater.

Ich bin in der Zwickmühle: Auf der einen Seite will ich als guter Berater den Ratsuchenden nicht verstören. Ich will ihn bei der Stange halten. Ich will ihm ja helfen. Auf der anderen Seite geht das aber nur, indem ich ihm helfe, die Wahrheit zu sehen. Und die Wahrheit hat meist ein anderes Gesicht, als es sich der Ratsuchende vorstellt. Er hat ja seine Sicht der Wirklichkeit. Diese Sicht hat ihm bisher geholfen zu überleben. Wenn ich ihm nun meine Wahrnehmung mitteile, kann ihn das verunsichern: Was ist denn nun wahr?

Manchmal gelingt es mir, meinen Eindruck von der Problematik ganz vorsichtig und schonend zu vermitteln, praktisch im Schonwaschgang und ohne dass er Ratsuchende es merkt, Schritt für Schritt eine neue Sichtweise zu ermöglichen. Manchmal geht es aber nicht anders, als schonungslos, direkt, deutlich und unbarmherzig. Bin ich dann lieblos? Es hilft nichts: Auch ein Chirurg muss schneiden und das tut weh – und wenn es um das Verhalten des Menschen geht, gibt es keine barmherzige Narkose: Einfach einschlafen und wenn man wieder aufwacht ist alles gut. Der Ratsuchende muss mitarbeiten – und mitarbeiten

bedeutet: Arbeit an dem leidigen Problem, am unangenehmen Teil seines Lebens, sich um das kümmern, was stinkt, wo der Schmerz sitzt und die Fesseln drücken.

Veränderungen sind die Sache des Ratsuchenden, ich helfe mit, dass sie gelingen. Eine realistischere Sichtweise seines Lebens liegt in seiner Verantwortung, ich sage nur, was ich sehe, und trage dazu bei, dass er den Mut bekommt, seine Wahrnehmung zu schärfen, nicht vieles im Vagen und Ungewissen zu lassen. Der Mensch muss sich stellen und zugeben: Ich habe ein Problem! Als Berater passe ich auf, dass der Rat-Suchende fündig wird. Er soll nicht am falschen Platz suchen. Ich verhindere, dass er dort ausweicht, wo er etwas begreifen könnte – wenn er mir das erlaubt und selbst zulässt. Wir bleiben im Gespräch und halten Unterschiede aus, auch wenn es unangenehm wird. Wenn das Chaos der Veränderung ausbricht, ist es ein Zeichen, dass es vorangeht und der innere Umbau Fortschritte macht. Ich mache Mut, fordere dazu auf, weiterzugehen, unterstütze seine Anliegen. Aber arbeiten muss er selbst. Er soll nicht ausweichen oder fliehen, sondern zum Ziel kommen. Er bestimmt das Tempo, das Ziel und den Erfolg. Ich sichere ihn ab und tue alles, dass seine Ergebnisse nachhaltig sind. Wir beide, der Ratsuchende und ich als Berater, sind ein Team bei einer gemeinsamen Suche. Aber er ist der Chef und ich sein Mitarbeiter.

Der eigentliche Berater ist Gott. Er ist am Werk. Es bleibt uns beiden - Ratsuchender und Berater - nichts anders übrig, als ihn ranzulassen. Ich darf als Berater Gott nicht im Weg stehen und das zunichtemachen, was er Gutes tut. Wenn ich denke, dass ich der Retter bin, unterstütze ich auf falsche Weise. Wenn ich den Schmerz, die Sorge und die Not des anderen nicht aushalte, agiere ich vorschnell. Ich will effektiver sein als Gott und ihm zuvorkommen. Ich will es besser machen als er. Dabei pfusche ich ihm ins Handwerk. Immer wenn ich als Berater denke, ich bewirke die Veränderung und löse das Problem, bin ich auf dem Holzweg, denn dann begeben sich mich an die Stelle Gottes. Dieser Platz aber überfordert mich himmelweit!

Gott hat Zeit, wartet ab. Er hält die Spannung aus, bis der Mensch endlich so weit ist und bereit zur Veränderung. Er lässt ihn falsche Wege gehen, bis er selbst feststellt, dass er in die Irre gegangen ist. Gott macht es sich einfach – weil er dem Menschen die Verantwortung für sein Handeln überlässt. Erst wenn der Mensch nicht mehr weiterweiß und ratsuchend zu Gott kommt, sein Hände aufmacht und alles Eigene loslässt, greift Gott ein. Er weiß, jetzt ist er dran. Aber auch dann, wenn der Mensch ganz am Boden liegt, fragt er ihn: Was soll ich dir tun? Er tut nichts ohne ihn, er macht es dem Hilfsbedürftigen nicht leicht. Er würde ihn entmündigen und nicht dazu beitragen, dass der schwache Mensch stark wird und wieder auf die eigenen Füße kommt.

Als Berater bin ich der Gehilfe Gottes an seinem Werk der Neuwerdung eines Menschen. Ich schaue auf Gott und höre auf ihn. Er gibt mir die Anweisung, was ich tun soll: Wie ich dem Menschen begegnen soll, ob Erbarmen oder Wahrheit angesagt ist, ab es nun um einen konkreten Ratschlag geht oder eine Frage, die offen bleibt. Gott zeigt mir, ob ich herausfordern oder zudecken soll, ermutigen oder beruhigen. Wenn ich mit Gott zusammenarbeite, dann stimmt das richtige Maß von Distanz und Nähe zum Ratsuchenden.

Es läuft ja alles über ihn. Gott zeigt mir, wo der spezielle Hebel für diesen Menschen sitzt – aber er gibt mir die Geduld, das dem Ratsuchenden zu verdeutlichen. Ich erkläre ihm die Gebrauchsanleitung und ermögliche ihm, dass er den Hebel bewegt – das heißt, dass er sich an die Arbeit macht, ein anderer zu werden. Es ist Gottes Wasser, das ihn reinigt, ich darf ihn abscrubben oder vorsichtig abwaschen. Er wird dabei nass, prustet und schreit, weil er denkt, dass er ersäuft (dabei wird er nur gewaschen). Als Berater gebe ich seinen Schmerz, sein Beleidigtsein oder seine aggressiven Vorwürfe an Gott weiter. Ich bin ja nur der Mitarbeiter Gottes und Gott ist der Chef.

Beratung ist Verkündigung des Evangeliums mit anderen Mitteln, ganz nah bei den Menschen, ganz direkt und ganz persönlich: „Gott ist bei dir, er schenkt dir Leben, seine Liebe macht dich heil, sein Heiliger Geist gibt dir die Ideen für den nächsten Schritt oder für die Lösung deiner Probleme.“ Das Problem des Ratsuchenden schafft gute Voraussetzungen und bereitet den Boden, damit diese Botschaft ankommt: Die Krise öffnet das Herz für Gottes Reden.

Nicht nach Schema F

Wie kann Gott meinen Charakter formen?

„Mitarbeiter nach dem Herzen Gottes gesucht!“ steht in einem Gemeindebrief. Ein Pastor sagt in einer Predigt: „Das Reich Gottes braucht Menschen mit Charakter!“ Gleichzeitig beobachten wir den Verfall der Werte, charakterliche Integrität nimmt ab, Egoismus, Gleichgültigkeit und Charakterschwächen triumphieren – zumindest hat das den Anschein, wenn man die Zeitung liest.

Was ist „Charakter“?

Hans Neidhardt gibt folgende Definition¹: Charakter ist „ein komplexes inneres System von Grundannahmen über die eigene Person und die Welt, resultierend aus bestimmten Grunderfahrungen...Der Charakter ist eine Art inneres Organisationsmuster der Person, das wegen seiner Regelmäßigkeit Orientierung und Sicherheit ermöglicht, andererseits auch behindert und stört, weil es bestimmte Reaktionsweisen bevorzugt, andere ausschließt oder zumindest erschwert.“ Der Charakter prägt also unser Verhalten und bestimmt den Rahmen unserer Reaktionen und ermöglicht spontanes Handeln. Erich Fromm sagt noch deutlicher: „Man kann den Charakter als menschlichen Ersatz für den fehlenden tierischen Instinkt verstehen, er ist die zweite Natur des Menschen.“²

Heißt das: „Ich bin halt so! Es sind meine Verhaltensmuster und Prägungen, die mich bestimmen. Ich kann auch nichts dafür“?

Gott will den Charakter formen

Gottes Absicht ist die Umgestaltung des Menschen. Bis in die Tiefen der Persönlichkeit hinein möchte er wirken. Alles soll ihm gehören. Eine Hingabe des Lebens an Gott betrifft nicht nur periphere Teile meiner Existenz, Gott will den ganzen Menschen. Dazu gehört der Charakter. In der innersten Schaltzentrale unseres Lebens, wo Entscheidungen getroffen und Verhalten bestimmt wird, möchte er den Menschen verändern.

Sein Ziel ist es, uns zu Mitarbeitern zu machen, die ihm von innen heraus nachfolgen, die mit ganzem Herzen seiner Sache dienen. Deshalb legt Gott Wert auf einen klaren, sauberen, reinen Charakter (Psalm 51,12, Matthäus 15,19). Wer den Menschen lebendiges Wasser geben möchte, braucht in sich eine saubere Quelle!

¹ In: Erfahrungen mit dem Enneagramm, Claudius-Verlag, München 1999, Seite 108

² In: Anatomie der menschlichen Destruktivität, Reinbek, 1997

Die Umgestaltung Gottes ist Arbeit: bei diesem inneren Umbau wird aufgeräumt, Schmutz entsorgt, entrümpelt und einiges ganz neu erschaffen. Das braucht Zeit, und mancher junge Christ versteht es nicht, dass Gott ihn noch zurückhält und ihm einiges zumutet, um ihn nach seinem Bilde zu formen und dadurch zum Dienst fähig zu machen.

Viel lieber wäre es uns, die Veränderung könnte schnell vonstatten gehen, einfach indem man die neue Existenz über die alte zieht. Aber Gott will, dass wir zuerst die alten Fetzen unseres bisherigen Charakters ausziehen – und das ist wie ein Vorgesmack des Sterbens (2. Korinther 5, 4). Tatsächlich: Charakterformung tut weh! Es handelt sich nicht um einen harmlosen, kosmetischen Vorgang, sondern um tiefe innere Eingriffe: Altes stirbt, damit Neues Platz hat. Und der Moment zwischen den beiden Zuständen ist entsetzlich: Wir fühlen uns nackt, wissen nicht mehr, wie wir uns verhalten sollen, und haben unsere Sicherheit verloren. Einfacher jedoch geht Gottes Charakterformung nicht.

Gott benutzt keine Schablone

Aber halten wir fest: Gott geht es nicht darum uns zu zerbrechen! Seine Absicht ist es nicht, aus uns willige Marionetten zu formen, die alle nach dem gleichen Muster funktionieren. Gott gestaltet den Charakter so, dass seine positiven Eigenarten schärfer zum Vorschein kommen. Man könnte auch sagen: er schärft den Charakter, spitzt ihn zu, er gibt uns das ureigene Profil, das zu uns gehört. Er arbeitet aus uns das heraus, was wir nach seinem Verständnis sein sollen – und was in uns zum Guten angelegt ist. Er verwandelt uns dabei in sein Abbild, wir spiegeln seine Herrlichkeit wider. Dadurch werden wir befähigt, unsere Gaben und Fähigkeiten, die Erfahrungen, die uns prägen, und die Erkenntnisse, die uns erfüllen, zum Dienst für sein Reich einzusetzen.

Das ist ein Vorgang wie das Schleifen eines wertvollen Edelsteins: am Anfang ist nur ein unansehnlicher Stein zu sehen, dann wird durch den fähigen Schleifer ein wunderschöner Diamant, dessen innere Klarheit und ursprüngliche Struktur das Licht der Sonne verstärkt und die Menschen erfreut.

Oder anders gesagt: Bei der Formung des Charakters scheidet sich das Silber in uns von der Schlacke, übrig bleibt das wertvolle Metall (Psalm 66,10) – ein geläuterter Charakter, ein Schmuckstück Gottes!

Wie formt Gott den Charakter?

Am schönsten wäre es, Gott würde einen tiefen Schlaf über uns kommen lassen, und wenn wir erwachen, sind wir erneuerte Menschen. Nein, Gott beteiligt uns an der Formung unseres Charakters.

Als erstes braucht er unser Einverständnis: „Darf ich dich formen und umgestalten?“ Auf diese Frage möchte er ein eindeutiges „Ja!“

Als zweites braucht Gott unsere Mitarbeit: Er will unsere Zeit, unseren Verstand, unser Nachdenken und all unsere Kraft. Vielleicht ist eine Ausbildungszeit in einer Bibelschule eine bewusste Zeit der Charakterformung, ein intensiver Lernprozess, durch den wir in Gottes Wirklichkeit hineinwachsen.

Darüber hinaus will Gott täglich zu uns reden und uns auf das aufmerksam machen, was sich als Charakterschwäche im Alltag ausweist. Hören wir ihm zu oder wimmeln wir ihn ab? Er braucht Zeit, damit er zu uns reden kann. Das Wort der Bibel soll uns treffen wie ein Schwert und die Gedanken und Sinne des Herzens richten (Hebräer 4,12). Dazu müssen wir uns mit der Bibel beschäftigen und dem Wort Gottes die Möglichkeit geben, uns erreichen zu können – auch wenn das dann weh tut.

Gott formt unseren Charakter, indem er uns führt –oft auch andere Wege als die, die wir gerne gehen würden. Er schränkt unsere Freiheit ein und verlangt von uns Verzicht. Wir befinden uns dabei in guter Gesellschaft: Auch von Petrus hat er das gefordert und auf diese Weise den dickköpfigen, eigenwilligen Charakter des Jüngers geformt und nutzbar gemacht (Johannes 21,18). Wo Gott von uns verlangt, auf liebgewordene Gewohnheiten zu verzichten, Bequemlichkeiten aufzugeben und Opfer auf uns zu nehmen, formt er unseren Charakter! Wir sollten ihm dafür dankbar sein.

Erneuerung ist ein ständiger, lebenslanger Prozess!

Gott führt uns in Herausforderungen, konfrontiert uns mit schwierigen Situationen, weil er uns verändern möchte. Er will das Beste für uns – und das ist oft genau das, was uns Not macht. Er schickt uns in Krisen und Schwierigkeiten, damit durch sie unser Charakter überprüft und gestärkt wird. Letztlich muss uns alles zum Besten dienen (Römer 8,28), Bedrängnis führt zu einer untrüglichen Hoffnung und einem klaren Stand (Römer 5,3ff).

Wer seinen Charakter von Gott formen lassen möchte, sollte Schwierigkeiten annehmen und ihnen nicht ausweichen und Herausforderungen als Gottes gute Gelegenheiten ansehen, in der Charakterbildung voranzukommen. Genauso kann uns jede Kritik weiterbringen, sie zeigt uns wie es mit unserem Charakter steht: Brausen wir auf, weisen wir alles empört zurück – oder suchen wir nach dem Körnchen Wahrheit, das uns weiterbringt?

Deshalb ist ein entscheidender Schlüssel zur Formung des Charakters die Beziehung zu anderen. Eine verbindliche Gemeinschaft ist der beste Lern-Ort. Wo wir einander begegnen, ehrlich und offen miteinander umgehen, wird unser Charakter geformt. Wo wir „Ja“ zueinander sagen, und uns auf einander einlassen findet die Verwandlung unseres Charakters statt – sei es in einer Freundschaft, in einer Ehe oder in der Gemeinde: Wir werden fähiger zum Dienst für Gott!

Nicht zurückschauen und verbittern

Viele Menschen gleichen Lots Weib, das zur Salzsäule erstarrte, als es zurückschaute (1. Mose 19,26). Im Blick zurück werden sie starr und unbeweglich, sie können sich nicht mehr rühren, Gefühle von Ohnmacht und Ungerechtigkeit verkrampfen sich zur inneren Versteinerung. Halsstarrig halten sie an der Vergangenheit fest.

Wir reden heute von einer posttraumatischen Verbitterungsstörung – einer Diagnose, die erst 2003 geschaffen wurdeⁱ. Posttraumatische Verbitterungsstörungen beschreiben einen Zustand, der von Verbitterung, Wut und Ärger geprägt ist. Es gelingt diesen Menschen nicht, Ungerechtigkeiten oder Kränkungen zu vergessen oder ihnen nachträglich sogar etwas Gutes abzugewinnen. Sie können das unangenehme Geschehen nicht hinter sich lassen. In ihren Gedanken kreisen sie um die Ungerechtigkeit, die ihnen angetan wurde, sie fühlen sich als ohnmächtige Opfer und empfinden eine tiefe, aber aussichtslose Wut. Sie beschäftigen sich mit Rachegefühlen und sehnen sich nach Vergeltung. Dabei zerstören sie sich selbst, die Verbitterung ist wie eine bittere Wurzel, die ihr Leben vergiftet (Hebräer 12,15). Sie sind gekränkt und werden krank. Sie starren auf den negativen Teil ihres Lebens wie das Kaninchen auf die Schlange und kommen nicht davon los. Ihr Leben versickert, sie sind in ihren täglichen Aktivitäten eingeschränkt.

Geschützt gegen Verbitterung sind (erstens) Menschen, die eine geringe Vulnerabilität (Verletzlichkeit) aufweisen: die nicht empfindlich auf Belastungen reagieren. Das heißt: Menschen, die nicht alles so tief ernst nehmen, die unterscheiden können zwischen dem, was für sie wichtig ist und was nicht und die einen inneren Abwehrmechanismus haben, sind weniger gefährdet als andere. Sie verfügen über eine innere Robustheit, über Bereiche in sich, die nicht verwundbar sindⁱⁱ.

Geschützt sind (zweitens) Menschen, die ein großes Maß an Resilienz (Elastizität) besitzen. Resilienz ist die Widerstandskraft, die alle Optionen zum Handeln offenlässt. Man reagiert nicht ohnmächtig, sondern agiert mächtig. Man ist stark, weil man sich sicher ist. Notfalls kann man Nein sagen und sich abwendenⁱⁱⁱ. Die Formel gegen Verbitterung heißt also: Vulnerabilität (Verletzlichkeit, Empfindlichkeit) verringern und Resilienz (Elastizität, Widerstandskraft) erhöhen.

Kurz gesagt ist der Mensch gegen Verbitterungsstörungen gefeit,

- der stark in sich ist, weil Gott seine Stärke ist,
- der sich sicher ist, weil er sich kennt und sich auf sich verlassen kann,
- der die Gegensätze in seinem Leben aushält und fruchtbar werden lässt,
- dem es gelingt, immer wieder loszulassen,
- der nicht gegen das erlittene Unrecht kämpft und nicht zum Opfer wird,

- der nicht das eigene Recht beständig betonen muss,
- weil er weiß, dass Gott sein Recht und seine Stärke ist.

Hier verbinden sich soziale *Intelligenz* und geistliche *Kompetenz*. Soziale Intelligenz ist die Verknüpfung der Gegensätze und geistliche Kompetenz rechnet mit Gottes Möglichkeiten. Beides zusammen schafft eine positive Veränderungsbereitschaft: Ich kann mich vertrauend und zuversichtlich auf Gottes Zukunft einlassen.

Es geht bei allem darum, negative Erfahrungen so zu bearbeiten, dass sie mich nicht zerstören. Das heißt: Ich will aus der Ohnmacht aussteigen und selbst aktiv werden, die Opferhaltung ablegen und selbstbestimmt nach vorn schauen. Ruhe soll einkehren, die inneren Stürme einer tiefen Gelassenheit Platz machen. Gelassen ist, wer loslassen kann!

Die innere Stärke der Christen

Geistliche Kompetenz heißt: Das Loslassen schafft Gelassenheit und vermittelt eine tiefe Freiheit. Daraus erwächst innere Stärke: Ich kann schwach sein! Ich gewinne Souveränität, wenn ich verliere. Ich muss nicht alles in der Hand haben, ich kann die Kontrolle abgeben – denn im Scheitern finde ich Gott. Wenn ich an meine Grenzen komme, habe ich die Chance, mich selbst neu zu begreifen und wieder ein wenig mehr von Gott zu verstehen. In der Schwachheit, die ich annehme, werde ich unabhängig von mir selbst und den Umständen meines Lebens. Es muss nicht alles so gehen, wie ich es mir vorstelle. Ich kann locker lassen und flexibel sein. Gott ist meine Stärke – denn seine Liebe ist ausgegossen in mein Herz. Das gibt mir Kraft in der Schwachheit.

- Wenn ich auch verlieren kann, muss ich mich nicht durchsetzen.
- Wenn ich weiß, was ich habe, kann ich auch verzichten.
- Wenn ich weiß, wer ich bin, muss ich mich nicht ständig wichtigmachen.
- Wenn ich ein Gestorbener bin, dann kann mir eigentlich nichts mehr passieren.
- Wenn ich losgelassen habe, kann mir nichts mehr genommen werden.
- Wenn ich meine Schwächen kenne, kann ich nicht mehr beschämt werden.
- Wenn ich meine Schuld nicht verstecke, sondern sie zugebe, bin ich nicht erpressbar.
- Wenn ich auch klein sein kann, bin ich nicht abhängig.

Ich bin bereit loszulassen, damit ich empfangen kann – auch mich selbst. Denn empfangen kann nur, wer leere Hände hat. Ich will zufrieden sein – auch wenn ich nicht alles habe und mir nicht alles gelingt. Gott ist meine Stärke – denn seine Liebe ist ausgegossen in mein Herz. Das gibt mir Kraft in der Schwachheit.

Stark sein in der Schwachheit

Die innere Stärke befreit und gibt einen weiten Raum. Ich mache im Folgenden konkrete und praktische Vorschläge, wie die Haltung der inneren Stärke zu einem Verhalten wird, das von geistlicher Kompetenz geprägt ist: Ich weiß, wer ich von Gott her bin, ich kenne meine Schwachstellen, aber ich lebe ganz und gar aus dem, was Gott mir gibt. Ich schaue nicht auf meine Mängel, sondern auf Gottes Möglichkeiten.

Handeln Sie unabhängig. Gott hat Ihnen Ihr Leben geschenkt, es ist Ihres, Sie sind dafür zuständig. Bleiben Sie bei sich und beziehen Sie selbstbewusst Ihre Position, vertreten Sie überzeugend Ihre Meinung. Sie haben ein Recht darauf. Vertrauen Sie Gott und lieben Sie Ihren Nächsten wie sich selbst (Matthäus 22,39). Gottvertrauen schafft Selbstvertrauen.

Schauen Sie auf das, was Sie erreicht haben, das kann Ihnen niemand nehmen. Seien Sie damit zufrieden. Zufriedenheit ist ein Schutz gegen Begehrlichkeiten. Wer zufrieden ist, ist dankbar (Kolosser 2,7 und 3,15, 1. Thessalonicher 5,4). Dankbarkeit ist die beste Medizin gegen Verbitterung und Unzufriedenheit.

Steigen Sie aus der Opferrolle aus. Jesus allein ist das Opfer – damit wir leben können (Hebräer 10, 10-14). Wenn Sie zum Opfer werden, machen Sie andere zu Tätern. Damit verfestigt sich eine unlösbare Situation. Jesus dagegen macht sich freiwillig zum Opfer, er wird nicht von Tätern dazu gemacht. Dadurch wird er zum Retter für alle Opfer dieser Welt.

Wundern Sie sich nicht, wenn Sie (auch in Ihrer Gemeinde) auf seltsame Menschen stoßen, die schwierig sind, die Gemeinde verlassen, Kontakte abbrechen, unvermittelt ausrasten, sich in Szene setzen – das hat alles nichts mit Ihnen zu tun (Matthäus 24,3-14).

Geben Sie nach, wenn Sie nicht gewinnen können. Der Apostel Paulus fragt: „Warum lasst ihr euch nicht lieber Unrecht tun? Warum lasst ihr euch nicht lieber übervorteilen?“ (1. Korinther 6,7). Die innere Ruhe ist wichtiger als das äußere Gewinnen. Sie können nachgeben, weil Sie etwas anderes bekommen: Gottes Kraft, die in den Schwachen mächtig ist (2. Korinther 12,9-10). Die einzige Chance eines schwachen Menschen ist das Vertrauen auf den starken Gott.

Tun Sie alles, was Ihnen möglich ist, um mit allen Menschen im Frieden zu leben (Römer 12,18). Vertragen Sie sich mit Ihren Gegnern, solange Sie noch mit ihnen auf dem Weg sind. Halten Sie eine Situation immer offen und beweglich. Vermeiden Sie gerichtliche Auseinandersetzungen (Matthäus 5,25), denn dann wird die Situation unbestimmbar.

Tun Sie alles, was Ihnen möglich ist, um den anderen zu gewinnen. Bieten Sie notfalls dem, der Sie schlägt, auch die andere Backe dar, geben sie dem, der Ihren Sakko möchte, auch Ihren Mantel und schenken Sie dem, der Sie nötigt, eine Meile mit Ihnen zu gehen, eine weitere Meile (Matthäus 5,38-42).

Seien Sie bereit, Kompromisse einzugehen. Sie müssen nicht zu hundert Prozent gewinnen. Es genügt, wenn Sie in einem Teilbereich siegen. Seien Sie mit weniger zufrieden. Alle haben gewonnen, wenn man sich in der Mitte trifft. Machen Sie den ersten Schritt zur Mitte hin.

Segnen Sie die Menschen, die Ihnen Böses tun (Matthäus 5, 44, Römer 12,14, 1. Petrus 3,9).

Tun Sie den Menschen Gutes, die gegen Sie arbeiten, Sie werden damit feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln (Römer 12, 20).

Überlassen Sie Gott die Rache, geben Sie dem Zorn Gottes Raum – nicht Ihrem (Römer 12, 19). Wer sich nicht rächt, bleibt unabhängig.

Haben Sie Geduld: Die mit Tränen säen, werden mit Freude ernten (Psalm 126, 5-6). Auf das Ende kommt es an! Bedrängnis bringt Geduld, Geduld aber Bewährung, Bewährung schafft Hoffnung – und die Hoffnung hilft durchzuhalten (Römer 5,4-5)!

Seien Sie neugierig und offen für alles, was noch kommt. Begegnen Sie allem mit wachsamem Interesse und Aufmerksamkeit: Was kann ich dadurch lernen? Was will mir das sagen? Wie kann ich es positiv in mein Leben integrieren?

Schauen Sie nicht auf das, was schief läuft, sondern auf das, was neu wird. Starren Sie nicht in die Dunkelheit, sondern fixieren Sie die hellen Stellen in Ihrer Umgebung. Schauen Sie bei

Ihren eigenen Niederlagen auf den Sieg Jesu. Ich bin klein und schwach, aber Gott hat alles im Griff.

Entdecken Sie das Gute im Schlechten (1. Mose 50,20). Finden Sie den übergeordneten Sinn: „Das sind Durchbruchzeiten, in denen die Gefahr aufs Höchste steigt, der Herr aber auch näher ist denn je. Wer die Vergangenheit recht versteht und seine eigene Geschichte im Lichte Gottes liest, fürchtet sich nicht mehr vor der Zukunft, weil der, der gestern treu war, treu bleibt und allem gewachsen ist“ (Otto Stockmayer)^{iv}.

Geben Sie die Hoffnung nicht auf. Die Hoffnung bringt Sie zum Ziel (Römer 5,5)^v!

Anregung zum Nachdenken: Die Therapeuten empfehlen eine Weisheitstherapie gegen Verbitterungsstörungen. Anhand von 10 „Weisheitskompetenzen“ werden seelische Blockaden bearbeitet. Aktivieren Sie Ihre Weisheitskompetenz!

1. Erkennen Sie die Zusammenhänge: Was passiert mit mir?
2. Stellen Sie die Verknüpfungen her zwischen unterschiedlichen Lebensbereichen und Erfahrungen: Wo haben Sie schon gute Erfahrungen gemacht? Wie lassen sich diese Erfahrungen übertragen?
3. Entdecken Sie den großen Zusammenhang: Was ist der tiefere Sinn dessen, was Sie erleben?
4. Halten Sie Ungewissheit aus: Sie müssen nicht alles verstehen. Sie können nicht alles überblicken.
5. Nehmen Sie Ihre Emotionen wahr: Was ist in mir?
6. Steuern Sie Ihre Emotionen: Wie stark äußern Sie Ihre Gefühle?
7. Üben Sie Empathie: Lernen Sie die Gefühle der anderen nachempfinden und sich auf sie einstellen. Wenn Sie wahrnehmen, was andere empfinden, spüren Sie sich selbst. Es gelingt Ihnen dann besser, richtig zu reagieren.
8. Überprüfen Sie die Nachhaltigkeit: Was führt letztlich wirklich zum Ziel?
9. Wechseln Sie die Perspektive: Gewinnen Sie eine andere Blickrichtung, beziehen Sie andere Sichtweisen mit ein.
10. Gehen Sie in Distanz zu sich selbst: Was ist jetzt hier und heute für Sie bedeutsam – und was nicht?

Welche Punkte sind für Sie wichtig?

Wo und wie spüren Sie Ihre eigenen Gefühle? Warum?

Wo haben Sie gute Erfahrungen gemacht? Wo haben Sie Ungerechtigkeit, Verbitterung und Ohnmacht bewältigt? Wie?

Wie sieht Gott Ihre Situation? Übernehmen Sie seinen Blickwinkel.

Suchen Sie sich eine Seelsorgerin, einen Seelsorger oder einen geistlichen Begleiter, wenn Sie auf Blockaden stoßen und nicht weiterkommen.

Geistliche Gemeindeberatung

Organisation oder Organismus

Die christliche Gemeinde ist ein Gebilde, das mit keiner weltlichen Organisationsform zu vergleichen wäre. Sie lebt im Schnittpunkt zweier Bewegungen. Die eine ist die vertikale Ausrichtung, das heißt: Sie ist eine Schöpfung Gottes, er hat sie gewählt und herausgerufen und durch ihn ist sie das, was sie ist. Sie ist der Leib Jesu und er ist das Haupt. Sie gehört ihrem Herrn und mit allem, was sie darstellt, ist die Gemeinde auf ihn hin ausgerichtet. Sie existiert in der Welt, gehört aber nicht zu ihr; sie lebt nach anderen Bedingungen.

Die andere Bewegung ist die horizontale Ausrichtung. Die Gemeinde ist ein soziales Gebilde mit all den Regeln und Gesetzen, denen das Zusammenleben der Menschen unterliegt. Sie kann soziologisch erklärt, psychologisch gedeutet, gruppenpädagogisch gelenkt und pädagogisch gefördert werden.

Verhängnisvoll ist es, die eine Ausrichtung der Gemeinde gegen die andere auszuspielen, so zu tun, als gäbe es nur das eine oder das andere. Gemeinde ist beides und der Schnittpunkt der beiden Bewegungen ist das Kreuz: Gott wird Mensch, das Sterben, das Leiden und die Verfolgung gehören genauso dazu wie Leben, Auferstehung, Sieg und Triumph.

Durch den Leben schaffenden Atemhauch Gottes, durch den Heiligen Geist, wird aus der menschlichen Organisation ein geistlicher Organismus.

Aus diesem Grund ist die christliche Gemeinde etwas Einmaliges und deshalb ist sie auch nie nur mit rein wissenschaftlichen oder strukturellen Methoden zu erfassen und zu beschreiben. Wer das versucht, hat nur einen kleinen Teil des Ganzen verstanden.

Unternehmensberatung oder Gemeindeberatung

In einer Gemeindeberatung ist das Ganze der Gemeinde im Blick, ihre geistliche Tiefe genauso wie die menschlichen oder vielleicht auch allzu menschlichen Abläufe. Gemeindeberatung ist mehr als Organisationsentwicklung. Wenn man mit den Instrumenten einer Unternehmensberatung an der Weiterentwicklung und Entfaltung der Gemeinde arbeitet, bleibt man stecken. Die Gemeinde wird dann als „Firma“ betrachtet, die Erfolg haben muss und nach den Gesetzen des Marktes, der Leistung und des Profits arbeitet. Das würde dem geistlichen Aspekt der Gemeinde nicht gerecht! Es fehlt das Handeln Gottes, sein unmittelbares und dynamisches Eingreifen.

Während es in der Organisationsberatung darum geht, Werte zu entwickeln und zur Grundlage einer Firmenethik zu machen, hat die Gemeindeberatung das Ziel, den Wert zu verstehen, den die Gemeinde und jeder einzelne von Gott erhalten hat. Während ein Unternehmensberater an der „corporate identity“ eines Unternehmens arbeitet und ihm ein entsprechendes „outfit“ verpasst, ringt die christliche Gemeinde um ein Verständnis der Identität, die Gott schenkt. Jede Gemeinde ist ein einmaliger Fingerabdruck Gottes! Jede

Gemeinde ist eine besondere Antwort auf eine ganz bestimmte Frage Gottes. Sie hat ihren Platz und ihren Auftrag von ihm bekommen.

Während eine Firma daran arbeitet, Strukturen zu bilden, die zu einem guten menschlichen Miteinander führen, erkennen sich die Mitglieder einer Gemeinde als Geschwister und stellen fest, dass sie eins in Jesus Christus sind, ohne Unterschiede und Grenzen, befähigt durch den Heiligen Geist zu einem großen Ganzen, ohne Unterschiede und Ansehen der Person. Während die Organisation ihr Zusammenleben durch Regeln, Satzungen und genaue Richtlinien klärt, spielen in der Gemeinde Elemente wie Vergebung, Neuanfang und Annahme eine große Rolle.

Das Band der Liebe

Es gibt nach meiner Erfahrung kaum eine Gemeindeberatung; in der nicht die Versöhnung unter dem Kreuz Jesu eine entscheidende Rolle spielt – wie sollte so etwas in einem rein weltlichen Unternehmen möglich sein? Hier verfügt die Gemeindeberatung über ganz entscheidende Mittel, die über das Instrumentarium eines noch so guten Unternehmensberaters hinausgeht. Wo sonst das gemeinsame Interesse eine Belegschaft oder die Vereinsmitglieder zusammenhält – und sei es nur das Interesse, dass jeder gut verdienen will –, ist es in der christlichen Gemeinde das Band der Liebe, das aus vielen einzelnen eine Gemeinschaft macht. Die Liebe ist das entscheidende Kriterium einer Gemeinde, durch das liebevolle Miteinander-Umgehen hebt sich die Gemeinde von allen anderen Organisationen ab und wird zu einem starken Zeugnis: „Seht, wie lieb sie sich haben!“

Diese Liebe ist nicht machbar, sie ist kein Ergebnis einer guten Pädagogik oder die Folge ausgetüftelter Methoden. Diese Liebe ist ein Geschenk Gottes; wo sie aufbricht, ist Gott am Werk. So ist es die vornehmste und wichtigste Aufgabe des Gemeindeberaters, dafür zu sorgen, dass diese Quelle der Liebe Gottes in der Gemeinde sprudeln kann und jeder Zugang zu ihr hat, um zu empfangen, zu trinken und weiterzuleiten, was von Gott kommt. Wo diese Quelle verstopft ist, ist es Aufgabe der Gemeindeberatung, sie neu freizulegen. Der Gemeindeberater schaut danach, dass die Liebe Gottes zu jedem fließen kann und sie zu einem mächtigen Strom wird, so dass die Gemeinde aus „Bäumen besteht, die am Wasser gepflanzt sind und viel Frucht bringen“ (siehe Psalm 1).

Natürlich – und das gehört wieder zur horizontalen Ebene der Gemeinde – setzt der Gemeindeberater alle die guten Werkzeuge ein, die auch ein Unternehmensberater kennt. Aber er weiß: Das ist nicht alles, das ist nicht einmal das Entscheidende. Entscheidend ist, dass Gott selbst in dieser Gemeinde gegenwärtig lebt und sie von ihm das Leben empfängt. Das geht über alles hinaus, was wir mit unseren schlaun Möglichkeiten erreichen könnten!

Gemeinsam auf der Suche

Du fragst mich, was ein guter Berater ist? Ich meine: Ein guter Berater hilft Menschen, damit sie das finden, was sie zu ihrem Leben brauchen. Er macht sich mit ihnen auf die Suche.

Einfühlungsvermögen

Denn ganz offensichtlich hat ein Mensch, wenn er einen Berater aufsucht, etwas verloren. Er ist mit sich und seinem Leben unzufrieden. Er hat Probleme, die ihn an seinem Vorankommen hindern. Er weiß nicht mehr weiter und verhakt sich in inneren Widersprüchen oder äußeren Widerständen. Das Leben scheint eine Last geworden zu sein. Manchmal ist klar, wo die Blockaden liegen, aber meistens ist es ein unbestimmtes Gefühl von Angst, Sorge, Unleidlichkeit und Unvermögen, das den Ratsuchenden zu dem Gedanken bringt: Es stimmt etwas nicht.

Die erste Aufgabe eines guten Beraters ist es, herauszufinden was dem Ratsuchenden fehlt. Dazu braucht er Einfühlungsvermögen. Er muss ganz nah an seinem Ratsuchenden sein. Er muss ihm dort begegnen, wo dieser sich gerade befindet. Dort beginnt die Suche nach dem, was er verloren hat. Was im Beratungsvorgang besprochen wird, muss ihn betreffen, seine Lebenswirklichkeit berühren. Das setzt voraus, dass der Berater die Wahrnehmung seines Gegenübers akzeptiert. Er will ihn nicht verändern, sondern nimmt ihn an. Deshalb beherzigt der gute Berater den Grundsatz: Es geht nicht um ein Problem, sondern um einen Menschen. Und dieser Mensch hat den Bezug zu sich oder zu seiner Umgebung verloren (oder sogar beides) oder ist aus dem inneren und äußeren Gleichgewicht geraten und sieht das Ziel seines Lebens nicht mehr.

Konfrontation

Die Beratung beginnt damit, dass sich beide – Berater und Ratsuchender – auf eine gemeinsame Suche machen. Aber manchmal braucht es einen „Knall“, damit die Suche beginnt, manchmal muss sich die Lage bis zum Schmerzpunkt zuspitzen. Gute Beratung bewegt sich zwischen bestätigender Wertschätzung und konfrontativem Hinterfragen. Konfrontation ist dort nötig, wo der Ratsuchende mit seiner eigenen Wahrnehmung, mit seiner Sicht der Wirklichkeit „danebenliegt“, aneckt und leidet, weil er nicht verstanden wird. Der Berater zeigt die Widersprüchlichkeit auf zwischen dem „Wirklichkeitskonstrukt“ des Ratsuchenden und der „Realität“. Die Realität ist der Schmerz, das Leiden an den Zuständen – manchmal auch das Leiden und der Schmerz der anderen. Ausweichen, ausblenden, ignorieren geht nicht mehr. Der Ratsuchende muss sich dieser Realität stellen und seine Ausflüchte aufgeben. Der Berater hilft seinem Gegenüber, sich selbst besser zu verstehen und realistischer einzuschätzen, wie er auf andere wirkt, indem er ihm seine eigene Wahrnehmung zur Verfügung stellt.

Fragen stellen

Ein guter Berater stellt Fragen. Er führt seinen Ratsuchenden zur Selbsterkenntnis. Es sollen ihm selbst die Augen aufgehen für das, was passiert (ist). Er soll sein Dilemma selbst wahrnehmen. Er soll Verantwortung für seine Situation übernehmen. Es kann ein langer Weg sein, bis der Ratsuchende von der Vergeblichkeit seines bisherigen Bemühens

überzeugt und dann bereit ist, seine Situation neu zu sehen. Bis zu dem Punkt der Erkenntnis, dem grundsätzlichen „Aha-Erlebnis“ hält der Berater aus, gemeinsam mit seinem Ratsuchenden ist er in einer suchenden Haltung. Bis der Ratsuchende weiß, was er will. Auch wenn der Berater schon längst ahnt, was gesucht werden sollte und wo die Chance besteht, fündig zu werden. Der Ratsuchende kennt selbst die Antworten auf die Fragen, die ihn betreffen. Er muss sie nur finden und formulieren. Er muss aussprechen, was er hofft. Er muss sich trauen, Vermutungen zu äußern. Er muss den Mut bekommen, ganz Ungewohntes und Kühnes zu denken. Er braucht die Zuversicht, dass es dort Wege gibt, wo er sie bisher nicht vermutet hat.

Der andere Blickwinkel

Der Ratsuchende lebt ja schon länger mit seinem Problem, bis er einen Berater aufsucht. Aber alle seine bisherigen Lösungsversuche waren nicht erfolgreich (sonst bräuhete er keinen Berater). Er hat schon vieles versucht und manches aufgewendet, um eine Besserung zu erreichen oder eine Antwort auf seine Fragen zu finden. Nun denkt er, der Berater hülfe ihm, seine Suche zu verstärken. Er erwartet, dass der Berater in sein Problemlösungsmuster einsteigt. Er stellt sich vor, dass ihn mehr von demselben doch endlich zum Erfolg bringt. Aber die bisherigen Versuche der Problemlösung haben das Problem ja nur verstärkt – oder sind sogar nun selbst zum Problem geworden. Ein guter Berater steuert jetzt gegen: Er widersteht den Versuchen, das Gewohnte weiterzuführen. Er schlägt das ganz andere vor: Wäre es nicht möglich, auf andere Weise und an anderer Stelle nach einer Lösung zu suchen? Der Berater ist ein Fachmann für Problemlösungen, aber er zaubert sie nicht aus dem Hut. Er ist eher wie der Hausvater, der aus dem Schatz Neues und Altes hervorholt (Matthäus 13, 52). Der Schatz jedoch gehört dem Ratsuchenden, es sind seine Ressourcen. Er darf diesen Schatz entdecken, öffnen und einsetzen, was er besitzt. Es sind die Möglichkeiten und Chancen, die Gott in dessen Leben gelegt hat.

Ermütigung

Ein guter Berater steht nun vor der Herausforderung, den Blick des Ratsuchenden wegzulocken vom Problem hin zu einer Lösung. Der Blick wendet sich vom Rückwärtsschauen nach vorn. Wo das Problem benannt ist und die Schwierigkeit erkannt wurde, gibt es auch eine Lösung. Die Lösung weist nach vorn, in die Zukunft, sie zeigt Wege auf, die beschritten werden können. Aber um diese Wege beschreiten zu können, ist Mut nötig. Denn jede Lösung bedeutet, Altes zu verlassen und Veränderungen zu riskieren. Der Berater macht Mut. Er hilft dem Ratsuchenden dabei, seine Stärken zu entdecken und seine Ressourcen einzusetzen. Dazu gehört ein Entschluss: Ich will das Neue wagen! Der Berater zeigt, dass dies möglich ist und Neues erreicht werden kann.

Ein guter Berater schafft den Raum, um Neues zu denken. Er sichert den Ratsuchenden ab, damit er wagemutig wird. So findet er heraus aus seiner Festlegung: „Das war schon immer so. Das wird sich auch nicht ändern. Ich bin eben unverbesserlich.“ Nein, alles ist möglich! Der Berater hilft dem Ratsuchenden, seinen Blick von den Unmöglichkeiten wegzuwenden hin zu Gott, dem alles möglich ist. Gott schafft einen weiten Raum.

Der Blick von außen

Der gute Berater kann dem Ratsuchenden in diesem Prozess der Veränderung helfen, wenn er in der Distanz bleibt. Er fühlt sich zwar empathisch in die Welt des anderen ein, er begibt sich in seine Lebenswirklichkeit – aber er bleibt gleichzeitig ein anderer. Er schaut seinen Ratsuchenden aus der Ferne an. So wird er nicht einbezogen in den Sog der Probleme des Ratsuchenden. Damit der Berater dem Ratsuchenden helfen kann, seine eigenen Antworten und Lösungen zu finden, muss er außerhalb des Geschehens bleiben, ein objektiver Beobachter der Vorgänge, mit dem Blick von außen. Nur so hat er den Überblick, um den Ratsuchenden in seiner Suche zu unterstützen.

So, aus der nötigen Distanz, kann ein guter Berater dem Ratsuchenden helfen, auf eine neue, andere Ebene zu kommen. Er bietet die Möglichkeit, Vergleiche zu finden, Alternativen zum Bisherigen. Vergleiche sind neue Bezugspunkte, die Orientierung geben: Könnte ich es so machen? Oder gibt es ganz andere Möglichkeiten? Was könnte noch zu mir passen? Wie war es, als es mir gut ging? Was wäre, wenn ich diesen Weg einschlage oder jenen...? Es entstehen neue Lebensentwürfe, neue Möglichkeiten. Die Handlungsspielräume wachsen: Es geht auch anders als bisher. Die stärkste Alternative zum Bisherigen ist das Vertrauen auf Gott.

Absichern und loslassen

Ein guter Berater konzentriert den Beratungsprozess auf ein Ziel und stärkt den Blick nach vorn. Dort steht Gott. Das Problem ist nun nicht mehr so wichtig, sondern vielmehr die neue Chance, der Schritt nach vorn. Jetzt muss der Ratsuchende nur noch konsequent sein und ihn gehen. Er weiß jetzt, was er erreichen möchte, und spürt, dass es gelingen kann. Ein guter Berater sichert ab, ermutigt – und dann lässt er los. Und ohne es gleich zu merken, lässt der Ratsuchende sein Problem hinter sich und gewinnt Weite. Er spürt, wie ihm neue Kraft wächst und wie er Lust bekommt, das Leben zu meistern. Er will ja! Und er schafft es. Weit hinter dem Ratsuchenden steht der Berater und schaut ihm nach. Noch weiter hinter ihnen liegt das Problem. Der gute Berater wacht darüber, dass der Ratsuchende nicht umkehrt zurück zu seinem Problem.

Aber zuletzt ist der gute Berater nicht mehr nötig. Es gibt kein Problem mehr. Er macht sich von dannen. Denn ohne Problem braucht es keinen Berater, nicht einmal einen guten.

Gehilfe Gottes

Ein guter Berater ist ein Gehilfe Gottes an seinem Schöpfungswerk. Das Leben soll sich entfalten können. Aber es ist ein von Gott geschenktes Leben. Der Berater muss das Leben nicht erschaffen. Er bleibt hinter Gott, der das Entscheidende tut: Gott verändert das Herz eines Menschen. Ein guter Berater steht Gott nicht im Weg, sondern lässt sich selbst von Gott beraten, was er tun und raten soll (und wann er zu schweigen hat), damit Gott Werk gelingt.

Die Suche kommt zum Ziel, wenn sie zu Gott hinführt. Ein guter Berater begleitet den Ratsuchenden auf dem Weg zu Gott. Gott kennt die Antworten auf alle Fragen, bei ihm finden die Menschen, was sie suchen.

Wo den Hebel ansetzen?

Ansatzpunkte für die Gemeindeberatung

Bei meinen Beratungen komme ich in Gemeinden, in denen oft große Unzufriedenheit herrscht. Man hat schon viel getan und ist auch jetzt überzeugt, dass alles abgedeckt wird, was zu einer guten Gemeindearbeit gehört. Trotzdem dümpelt der Kahn „Gemeinde“ in seichem Wasser vor sich hin und kommt nicht in Fahrt.

Die verantwortlichen Mitarbeiter haben den Eindruck (wie die Jünger in der Geschichte vom erfolglosen Fischfang Lukas 5, 1-11): *„Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen!“*

Das ist hart und frustrierend. Aber Jesus lässt es nicht bei dieser Misserfolgs-Meldung bewenden. Er gibt die Anweisung, die Netze erneut auszuwerfen. Die Jünger tun es, auch wenn die Umstände gegen einen guten Fang sprechen. Jesu Aufforderung für unser Handeln in den Gemeinden widerspricht manchmal allen Regeln des Gemeindeaufbaus. Warum?

Jesus möchte, dass wir unsere Arbeit auf sein Wort hin tun, dass wir ihm gehorsam sind und nicht den Methoden, Regeln, Konzepten und Programmen folgen, die uns Erfolge versprechen. Es kommt offensichtlich mehr auf die Herzeshaltung an als auf das, was wir tun. Vielleicht sollten wir einfach manches erneut versuchen, aber diesmal in einer Haltung größter Hingabe, völligen Vertrauens und aufmerksamen Hörens auf die Anweisungen Jesu.

Das, was wir tun, mit ganzen Herzen tun – mit einem Herzen, das sich mit Jesus verbindet! Ob das ein Schlüssel sein könnte zu einem Neuanfang?

„Wo können wir mit einem Neuanfang ansetzen?“, werde ich oft gefragt. Ich sehe inzwischen vier entscheidende Ansatzpunkte in unseren Gemeinden – auch wenn das gar nichts Neues ist:

1. Unsere Gottesdienste müssen zu einer **Feier der Gegenwart Gottes** werden, statt kulturelle Veranstaltungen zu sein. Unsere Haltung zum und im Gottesdienst muss sich verändern. Wir brauchen eine neue Gottesdienstkultur bzw. ein neues Gottesdienstverständnis.
2. Die geistliche Qualität unserer Gemeinden muss dringend verbessert werden. Orte zur Vertiefung und zu einem verbindlichen gemeinsamen Leben sind nötig. Dazu helfen **Gottesdienste der 3. Art** (wie Luther sie vorschlägt).
3. Mitarbeiter müssen gestärkt und zugerüstet werden. **Mitarbeiterabende** sind eine Plattform für wichtige Entscheidungen über den inhaltlichen und geistlichen Kurs der Gemeinde, alle sind beteiligt und das Engagement der Ehrenamtlichen wird aufgewertet.

4. Jede Gemeinde sucht sich **einen Dienstbereich**, in dem sie ihr den von Gott zugeordneten Auftrag umsetzt. Hier engagiert sie sich für Menschen, die nicht zur Gemeinde gehören, wendet Not, wird zum Sprachrohr, setzt sich zur Linderung gesellschaftlicher Probleme ein.

In den folgenden Abschnitten möchte ich diese vier Bereiche, in denen auf wirkungsvolle Weise der Hebel der Erneuerung angesetzt werden könnte, ausführen und dazu einige praktische Tipps geben.

1. Der Gottesdienst und die Gemeinde

Der Gottesdienst hat für die meisten Gemeinden eine zentrale Bedeutung. Hier trifft sich die Gemeinschaft der Glaubenden für eine gute Stunde, sie versammelt sich um ihre Mitte: Jesus Christus. Das macht deutlich, dass der Gottesdienst mehr ist als jede x-beliebige Veranstaltung, mehr als jeder Event und auch mehr als eine fromme Tradition.

Der Gottesdienst ist der Ort, wo die Gemeinde lebt, hier schlägt ihr Herz, von hier aus pulsiert der Lebensstrom Gottes zu jedem Einzelnen und dann hinein in die Welt.

Warum feiern wir Gottesdienst?

Auf diese Frage gibt es drei Antworten: Der Gottesdienst ist die Feier der Gemeinschaft, er dient der Evangelisation und der Auferbauung des Einzelnen im persönlichen Glauben.

Im Gottesdienst kommt die christliche Gemeinschaft zusammen, trifft sich zum gemeinsamen Gebet und hört auf das Wort Gottes – aus Einzelnen wird ein Leib. Suchende finden in die Versammlung und werden durch das Zeugnis der Gemeinde, die Atmosphäre der Liebe und dem aufdeckenden Wort Gottes überführt, mit der Wahrheit konfrontiert und erkennen die Notwendigkeit einer Entscheidung für den lebendigen Gott. Auch die bereits gläubigen Gottesdienstbesucher bekommen im Wort Gottes einen Spiegel vorgehalten, sie werden weitergeführt auf dem Weg der Heiligung, sie sehen, was ihnen in der Beziehung zu Gott fehlt, wo Schuldbekennnis und Vergebung dran sind und wie sie immer mehr in die Gnade Gottes hineinwachsen können. Kurz gesagt bedeutet Gottesdienst also: Gott kommt in unsere Mitte und dient uns.

Um was geht es eigentlich im Gottesdienst?

Nun passiert in vielen Gemeinden Folgendes: Aus dem Dienst Gottes an den Menschen wird ein Dienst von Menschen an Menschen. Statt der Feier der Gemeinschaft in Gottes

Gegenwart werden vielfältige Begegnungsmöglichkeiten geboten und Kontakt ermöglicht. Für Suchende wird eine Veranstaltung entwickelt, in der sie mit ihren Bedürfnissen im Mittelpunkt stehen. Es wird alles getan, um den Wünschen, Erwartungen oder gar Forderungen möglichst jedes Gottesdienstbesuchers gerecht zu werden, anstatt dass sich der Einzelne von Gott hinterfragen und verändern lässt. Das Zentrum des Gottesdienstes verschiebt sich von Gott zum Menschen.

C.S. Lewis bringt es auf den Punkt: *„Solange man auf seine Schritte achten, sie zählen muss, tanzt man noch nicht; man lernt erst tanzen. Gut sitzt ein Schuh, den man nicht spürt. ... Der vollkommene kirchliche Gottesdienst wäre der, den man kaum noch wahrnehme: unsere Aufmerksamkeit hätte dann Gott gegolten.“*

Es geht im Gottesdienst nicht um *etwas*, sondern um Gott, es ist die Feier seiner Gegenwart! Auf Gott richtet sich unser Augenmerk, wir kommen als seine Gemeinde zu seinen Füßen zusammen, schauen nicht auf uns selbst, sondern halten ihm erwartungsvoll unsere leeren Hände entgegen.

Das hat Auswirkungen!

Wenn es im Gottesdienst primär um Gott geht, dann spielen nicht an erster Stelle die Mitglieder der Gemeinschaft die größte Rolle, sondern Gottes Angesicht. Dann geht es auch nicht um unsere Aktivität und sei sie noch so gut gemeint, dann sind auch die äußeren Fragen nach dem Ablauf des Gottesdienstes, lediglich Stilfragen, die zu schnell ein großes Gewicht bekommen. Die Hauptfrage ist: Wie ehren wir Gott in unserer Mitte? Wie kommt in unserem Gottesdienst zum Ausdruck, dass wir Gottes Gegenwart feiern?

Das wirkt sich bereits aus, wenn die Gemeinde zusammenkommt, denn sie versammelt sich in Gottes Thronsaal. Der vertraute Versammlungsraum erstrahlt in einem ganz anderen Licht! Die Gottesdienstbesucher sind Gottes(be)sucher, sie verhalten sich, wie es sich in der Gegenwart des großen Gottes gebührt, ehrfürchtig und demütig. Kein oberflächliches „Hallo“ und lautes Geschwätz zerstört die Sammlung, jeder macht sich bereit, Gott zu begegnen, konzentriert sich auf ihn und richtet sich aus. Die innere Haltung zu Beginn des Gottesdienstes ist wichtig, hier können wir viel von den Generationen vor uns lernen, die sich gesammelt, festlich gekleidet und im ehrfürchtigen Schweigen zum Gottesdienst einfanden – denn sie versammelten sich vor dem heiligen Gott.

Die innere Bereitschaft schafft Offenheit

So ausgerichtet und bereit, hören wir das Wort Gottes ganz anders. Es ist das Wort des gegenwärtigen Gottes, also das aktuelle Wort für uns. Gott spricht uns direkt an. In allem, was wir hören, fragen wir uns, was uns Gott damit jetzt sagen will. Wenn wir uns

klarmachen, dass Gott gegenwärtig ist und spricht, wird immer das für uns dabei sein, was wir heute brauchen. Gott lässt uns nicht leer heimgehen!

Die Lieder die wir singen, sind Ausdruck unserer Hingabe. Wir beten Gott an, und das ist mehr als Liedersingen: Wir öffnen uns und schauen weg von unseren eigenen Bedürfnissen. Es zählen nicht mehr die eigenen Vorlieben für bestimmte Lieder. Wir singen ja nicht für uns, sondern wir singen zu Gott! Gefällt Gott unser Gesang? Das tut er, wenn wir ihm in Liebe, Freude und Dankbarkeit unsere Lieder darbringen.

Auch das Gebet der Gemeinde bekommt durch die Gegenwart Gottes ein ganz besonderes, eigenes Gewicht, denn nicht die Worte zählen, sondern dass die Einzelnen ihre Anliegen (laut oder leise) erwartungsvoll und vertrauend vor Gott bringen. Nicht der andere wird durch das Gebet belehrt, sondern Gott wird mit unseren Bitten geehrt, der sie gerne hört und erfüllt.

Was heißt das praktisch?

Wir bereiten uns bereits zu Hause auf den Gottesdienst vor und gehen erwartungsvoll in die Versammlung, denn wir kommen zu Gott.

Wir helfen uns vor dem Gottesdienst gegenseitig zur Sammlung und Konzentration und lenken uns nicht von der Ausrichtung auf Gott ab. Neuen Gottesdienstbesuchern erklären wir, um was es geht. Sie erkennen an unserer Haltung unseren Ernst und unsere Hingabe.

Unsere Kleidung und unser Verhalten entsprechen der inneren Haltung.

In der Predigt fragen wir nach Gottes Wort, deshalb sind wir wach und aufmerksam.

Die Lieder singen wir aus dem Herzen „als dem Herrn und nicht den Menschen“. Hilfreich ist es, wenn wir uns bei den alten Liedern immer wieder klarmachen, in welcher Zeit und vor welchem persönlichen Hintergrund sie gedichtet und komponiert wurden, um den inneren Zugang zu ihnen zu finden.

Umgekehrt singen wir die neuen Liedern mit wachem Verstand: Will ich das wirklich tun, was ich singe, oder sind das nur gefühlvolle Worte? Eine eigene Entscheidung ist gefordert, mit der ich mich hinter das stelle, was ich Gott zusinge.

Im Gebet bringen wir die Nöte der Gemeinde möglichst konkret, kurz formuliert und einfach vor den gegenwärtigen Gott. Wir sprechen gemeinsam unser Vertrauen aus, dass er hilft, Heilung und Veränderung schafft.

In der Gegenwart Gottes hat ebenso die Not dieser Welt ihren Platz. Als Gemeinde haben wir den Auftrag, im Gottesdienst die Probleme unserer Welt vor den Thron Gottes zu tragen. Deshalb beten wir auch für unseren Ort, für die Menschen unserer Umgebung.

Durch den Segen am Ende des Gottesdienstes werden wir bevollmächtigt und ausgesandt. Gott geht nun mit uns in den Alltag und es gilt: „Dorthin, wo wir gehen, kommt nun auch der Herr.“ Das ist Gottes Realität! Wir gehen aus dem Gottesdienst als Veränderte heraus und zurück in unser Umfeld.

Nach dem Gottesdienst tauschen wir uns aus über das, was uns in der Gegenwart Gottes klar geworden ist. Wir teilen einander die Konsequenzen für unser Leben mit. Die wichtige Begegnung mit dem heiligen Gott darf im gemeinsamen Zusammensein noch nachwirken, seine Heiligkeit setzt unsere Gemeinschaft in ein anderes, mildes Licht. Wir begegnen einander als von Gott geheiligte Menschen, wir sind verbunden durch ihn. Das setzt sich auch im Alltag fort: Wir tragen und ertragen einander, weil wir uns in der Gegenwart Gottes begegnet sind. Vom Thron Gottes aus wenden wir uns einander zu und sehen einander mit anderen Augen – den Augen der Liebe Gottes.

Anregungen:

Überlegen Sie zur Gestaltung des Gottesdienstraumes, wie er zu einem Tempel der Gegenwart Gottes werden könnte: Was könnte die Andacht und die Konzentration der Gottesdienstbesucher fördern? Brennende Kerzen (die nicht erst im Eingangsteil des Gottesdienstes angezündet werden), ein geschmückter Altar, das Kreuz, Blumenschmuck, Bilder und Kunstwerke geben dem Raum eine besondere Atmosphäre. Leise Musik im Hintergrund stimmt auf den Gottesdienst ein (live oder von der CD). Vielleicht kann eine Projektgruppe daran arbeiten, wie der Kirchensaal noch mehr zum Gottesdienstraum werden könnte.

Liturgische Elemente im Gottesdienstablauf aufnehmen, den Ablauf verlangsamen (der Gottesdienst ist keine Show), Zeiten der Stille einbauen (zu Beginn des Gottesdienstes, am Schluss, nach der Predigt), neue Gebetsformen integrieren (einige Gemeindeglieder formulieren ein freies Gebet im Anschluss an die Predigt). Die Lieder werden mit Hingabe gesungen (vielleicht sind Informationen zum Hintergrund der Entstehung des Liedes hilfreich), zu einigen Liedern kann man aufstehen (in Herrnhut wurde bei den Liedern bankweise aufgestanden), Lieder im Wechsel singen (Frauen – Männer). Es gibt viele Möglichkeiten den Gottesdienst zu beleben, ohne in die alten, eingefahrenen Abläufe zu geraten oder eine steife, unpersönliche Atmosphäre zu erzeugen – entdecken Sie Ihre Form!

Vielleicht wird die Atmosphäre im Gottesdienst dichter, wenn Sie den Raum verkleinern, damit die einzelnen Gemeindeglieder näher beieinander sitzen würden?

Kommunikationszone und Gottesdienstbereich voneinander abtrennen, wenn es sich um den gleichen Raum handelt.

Alle Vorbereitungen für den Gottesdienst sind abgeschlossen, wenn die Gemeinde sich versammelt (es ist sehr störend, wenn dann noch die Techniker hantieren, Sprechproben durch den Raum hallen oder die Band sich den letzten Schliff gibt).

Für alle, die im Gottesdienst auftreten gibt es eine eindeutige Kleiderordnung: keine Spagettiträger, nicht bauchfrei, keine kurzen Hosen und keine allzu kurzen Röcke. Ein einheitliches Erscheinungsbild derer, die im Gottesdienst vor der Gemeinde stehen fördert die feierliche Atmosphäre.

Aber das Wichtigste ist, dass es allen Gottesdienstbesuchern bewusst ist: Der Gottesdienst ist etwas ganz Besonders, denn wir kommen miteinander als *eine* Gemeinde zu Gott.

2. Die andere Art Gottesdienst zu feiern

In vielen Gemeinden ist die Gottesdienstgestaltung die Sache von einigen wenigen: Der Pastor predigt, ein Moderator übernimmt die Liturgie und der Organist spielt die Orgel oder traktiert das Harmonium. Die Gemeinde ist passiv dabei, nimmt auf, singt mit, schweigt. Erst nach dem Gottesdienst besteht eine Möglichkeit zum Gespräch.

Ist der Gottesdienst eine Veranstaltung oder eine Gemeinschaftsstunde?

Es gibt einige Gemeinden, die bereits einen Schritt weiter sind und eine Vielzahl an Mitarbeitern am Gottesdienst beteiligen: Neben dem Moderator, der durch die Liturgie führt, gibt es ein Gemeindeglied, das die Lesung übernimmt, und ein weiteres spricht die Gebete. Statt einem Organisten steht ein Chor vor der Gemeinde oder eine kleine Musikgruppe leitet den Gemeindegesang. Ist damit die Grenze des Möglichen erreicht oder gibt es noch mehr Beteiligungsmöglichkeiten?

Der Reformator Martin Luther hat einen Gottesdienst vor Augen, an dem sich alle beteiligen, wenn er in der Vorrede zur Deutschen Messe 1526 die dritte Art, einen Gottesdienst zu feiern, beschreibt, die alle Gemeindeglieder mit einbezieht. „Aber die dritte Art, die die richtige Art der evangelischen Ordnung haben sollte, dürfte nicht öffentlich auf dem Platz geschehen unter allerlei Volk. Sondern diejenigen, die mit Ernst Christen sein wollen und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müssten sich namentlich einschreiben und irgendwo in einem Haus allein sich versammeln zum Gebet, zum Lesen, zum Taufen, das Sakrament zu empfangen und andere christliche Werke auszuüben.“

Eine verbindliche Gemeinschaft

Mit dieser dritten Art des Gottesdienstes plädiert Martin Luther nicht für einen öffentlichen Gottesdienst, bei dem jeder teilnehmen kann. Bei diesem Gottesdienst ist die Gemeinde unter sich, nur die eingeschriebenen Gemeindeglieder haben Zutritt. Warum macht Luther hier diese Einschränkung? Offensichtlich braucht die Gemeinde einen inneren Raum, eine

intimere Möglichkeit, um sich zu treffen und als Gemeinde miteinander zu feiern. Dann kann sie sich unbefangener Gott nahen, sie muss nicht Sorge tragen, dass ungeübte Christen, Randsiedler der Gemeinde oder Gäste innerlich mitkommen und den Ablauf verstehen. Hier hat auch Privates seinen Raum, man kennt sich und muss sich nicht voreinander verstecken oder sich gar etwas vormachen. Das erleichtert die Anbetung, eröffnet weitere Möglichkeiten für das Gebet und dadurch entsteht ein weiter Raum des Vertrauens, in dem man einander und Gott begegnen kann.

Der mündige Gottesdienst

Diese dritte Art des Gottesdienstes setzt eine mündige Gemeinde voraus, Menschen, die mit Ernst Christen sein wollen und ihren Glauben verbindlich leben. Diese Menschen wissen, dass sie von Gott zu einer Gemeinde zusammengestellt wurden, sie tragen Verantwortung für die Gemeinschaft und opfern sich ganz in die Gemeinde hinein. Das kann man nicht von allen Gemeindegliedern im gleichen Maß erwarten. Die Latte für diese Art des Gottesdienstes liegt also höher und umso intensiver ist die geistliche Qualität des Zusammenseins. Während der Gottesdienst am Sonntag in einem öffentlichen Raum stattfindet und für alle gedacht ist, die sich zur Gemeinde halten oder auch nur für die Gemeinde interessieren, und deshalb alle möglichen Rücksichten genommen werden müssen, ist der verbindlichere Gottesdienst dem Gemeindegemeinschaftskern vorbehalten. Aber: Darf das sein, dass sich in der Gemeinde eine geistliche Mitte bildet, die nicht für alle zugänglich ist?

Die geistliche Qualität erhöhen

Kritisch wird es natürlich, wenn die geistliche Mitte zu einer exklusiven, elitären Truppe wird, die nur unter sich bleibt. Das Ziel ist nicht, andere von der verbindlichen Art des Gottesdienstes auszuschließen sondern es sollen lediglich die Zugangskriterien erhöht werden, damit ein Gemeindebewusstsein entstehen kann. Wer zu dieser verbindlichen Gemeinschaft gehört und mitfeiern kann, übernimmt Verantwortung für die Gemeinde. Die erhöhten Anforderungen fördern das geistliche Wachstum, die Entscheidung dazuzugehören, verhilft zu einem konsequenten und eindeutigen Leben. Auf diese Weise prägt die Mitte der Gemeinde mit ihrer geistlichen Intensität, ihrer Eindeutigkeit und Klarheit die ganze Gemeinde. Eine Sache, die etwas kostet, ist auch etwas wert. Ist in unseren Gemeinden vielleicht deshalb so viel beliebig, weil wir das Gemeindeleben zu billig anbieten?

Die kleine Herde

Es kann sein, dass zum Zellkern der Gemeinde nur wenige gehören. Aber auf ihnen liegt die Verheißung Jesu: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Denn es hat eurem Vater wohlgefallen, euch das Reich zu geben.“ (Lukas 12,32)

Warten wir nicht darauf, bis alle mitmachen können! Es ist wichtiger, dass die, die die Gemeinde auf ihrem Herzen haben, zusammenkommen und anfangen, einen Gottesdienst der dritten Art miteinander zu feiern. Martin Luther konnte zu seiner Zeit eine solche Versammlung noch nicht einrichten, denn er hatte damals keine Leute dazu. Er wollte sich zunächst auf die Form des öffentlichen Gottesdienstes beschränken und durch eine ausdauernde Vermittlung des Katechismus den Level des Glaubenslebens der Christen heben. Aber sein Ziel war nicht eine unverbindliche Gemeinde ohne einen klaren geistlichen Standpunkt. Heute sieht das anders aus. In jeder Gemeinde gibt es Menschen, die mit Ernst Christen sein wollen und konsequent als Nachfolger Jesu leben. Sie sollten sich verbindlich zusammenschließen, um miteinander in Hingabe Gott zu ehren. Das hat Auswirkungen auf die ganze Gemeinde! Es müssen nicht alle zusammenkommen, es genügt, wenn es ein paar sind, die die ganze Gemeinde vor Gott bringen.

Wie sieht das konkret aus?

Als Erstes ist unbedingt wichtig, dass die Gemeindeglieder, die sich in diesem inneren Kreis der Gemeinde versammeln, mit Ernst Jesus nachfolgen und eine klare Entscheidung für diese Gemeinde getroffen haben. Sie sind eine verbindliche und keine beliebige Gemeinschaft! Das Zweite ist die Einheit der Glieder dieses Kreises. Es wird alles sofort angesprochen und ausgeräumt, was sich trennend zwischen die Einzelnen stellen möchte.

Dann kommen sie zusammen (wer verhindert ist, entschuldigt sich) und halten sich an den Rat des Apostels Paulus: „Wenn ihr zusammenkommt, so hat jeder einen Psalm, er hat eine Lehre, er hat eine Offenbarung...“ (1. Korinther 14,26). Das heißt: jeder trägt seinen Teil zum Gottesdienst bei, es gibt keine passiven Teilnehmer, alle sind Beteiligte.

Jemandem ist ein Bibelvers wichtig geworden, über den er eine Auslegung gibt, ein anderer berichtet, wie ihm das Wort Gottes im Alltag geholfen hat. Wieder ein anderer gibt ein Zeugnis über das Eingreifen Gottes. Einer bekennt seinen Zweifel und berichtet, wie er ihn überwunden hat. Wieder jemand spricht offen über eine Schuld, für die er Gottes Vergebung möchte, die ihm von den anderen zugesprochen wird. Gebetsanliegen werden gesammelt: für die Gemeinde, für den Ort und seine Menschen und für die Mission und mit weiteren Hintergrundinformationen vertieft, damit jeder weiß, um was es geht. Gemeinsam hört man auf die Stimme Gottes und fragt nach seinem Willen: Was ist für unsere Gemeinde heute wichtig? Lieder werden gesungen, Psalmen im Wechsel rezitiert, formulierte und freie Gebete gesprochen, dann hat eine Zeit der Stille ihren Platz. Für Einzelne kann in diesem geborgenen Rahmen persönlich gebetet werden, Kranke werden zu Gott gebracht und auf Wunsch von einigen verantwortlichen Mitarbeitern auch gesalbt. Wer für ein Anliegen den

Segen Gottes ganz unmittelbar möchte, bekommt ihn zugesprochen, die anderen stellen sich um ihn und segnen ihn.

Alles geschieht in Ruhe und Ordnung, weil jeder auf den anderen hört und alle gemeinsam auf die Leitung durch den Heiligen Geist achten. Von dieser verbindlicheren Art, den Gottesdienst zu feiern, fließen Ströme des Segens in die Gemeinde und von dort in die Welt.

Beispiel:

In einer Gemeinde, die ich einige Zeit begleitet habe, kam in einer schwierigen Situation der Gedanke auf, die Gemeinde müsste ihr Gebet verstärken. In diesem Fall blieb es nicht bei der bloßen Absichtserklärung: Ein paar Männer aus der Gemeindeleitung erinnerten sich, dass ein Raum im Gemeindehaus nicht benützt wurde. Dieser Raum wurde spontan in einen Raum der Stille verwandelt, ein paar Stühle, einen Altar, ein kleines Kreuz und ein paar Meditationshocker. Dort sollte ab sofort an jedem Morgen und an jedem Abend ein „Tagzeitengebet“ stattfinden. Das Besondere war, dass tatsächlich an jedem Tag morgens und abends ein paar Gemeindeglieder kamen. In einer kurzen Liturgie wurde der Tag begonnen oder beendet, es war viel Raum zur Stille und für persönliche Gebetsanliegen. Die Last der Gemeinde wurde in diesem Raum vor Gott abgelegt. Dabei passierte zweierlei: Die Menschen wurden freier, fröhlicher, zuversichtlicher, sie wuchsen bei jedem Treffen mehr zu einer verbindlichen Gemeinschaft zusammen und dieser Raum entwickelte sich zu einem Ort der Anbetung. Bereits wenn man in diesen Raum der Stille eintrat, war man zuhause in der Gegenwart Gottes und wurde berührt vom Licht Gottes. Schweigen und Konzentration auf Gott gelangen dort wie von selbst. Die Gemeinde hatte ihre Mitte gefunden.

3. Mitarbeiter im Reich Gottes

Was wäre eine Gemeinde ohne ihre Mitarbeiter! Sie bilden das Knochengerüst des Leibes Christi, um das herum sich der Organismus „Gemeinde“ aufbauen kann.

Mit diesem Vergleich wird aber auch etwas ganz Entscheidendes deutlich: Die Knochen verbinden sich zu einem Skelett. Die Mitarbeiter gehören zusammen, nur miteinander geben sie der Gemeinde Halt und Bestand.

Mitarbeiter als Einzelkämpfer

In vielen Gemeinden sieht das aber anders aus: Mitarbeiter fristen ein einsames Dasein, sie tun ihre Pflicht, und dies in ihrem Bereich ganz allein für sich. Es wird in der Gemeinde kaum wahrgenommen, was der Einzelne tut, wie er sich müht und einbringt, und deshalb

bekommt sie es auch nicht mit, wenn ein Mitarbeiter an seine Grenzen kommt und verzagt. Es gibt durchaus Gemeinden, in denen sich die Mitarbeiterschaft aus lauter Einzelkämpfern zusammensetzt. Jeder sorgt für seinen Teil und erlebt für sich Siege und Niederlagen. Wenn es schlecht läuft (und das ist gar nicht so selten), konkurrieren die Mitarbeiter noch gegeneinander, versuchen sich auszustechen und kämpfen nicht nur für ihren Bereich, sondern auch gegen die anderen Teile der Gemeinde. Sie wollen das größte Stück vom Kuchen abbekommen, die beste Gruppe sein, der wichtigste Teil der Gemeinde oder die geistliche Elite. Neid spielt nicht selten eine Rolle, wenn es den anderen besser geht und sie vielleicht mehr Aufmerksamkeit bekommen.

Solche Konflikte führen dann dazu, dass sich einige Bereiche mit ihren Mitarbeitern vom Ganzen lösen und selbständig machen, der Leib der Gemeinde ist zerteilt, die Einheit gefährdet.

Die Gemeinde als Leib

Das ist die Situation, gegen die Paulus in Korinth kämpft. Er macht deutlich: „Wir sind Gottes Mitarbeiter“ (1. Korinther 3,9) und weist damit auf das Verbindende hin, denn alle stehen im gleichen Anstellungsverhältnis zu Gott: „Es sind verschiedene Gaben, aber es ist ein Geist. Und es sind verschiedene Ämter, aber es ist ein Herr. Und es sind verschiedene Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirkt alles in allem“ (1. Korinther 12, 4-6). Und alle haben den gleichen Auftrag, nämlich dem Leib Christi zu dienen, das ist die Gemeinde, „damit im Leib keine Spaltung sei, sondern die Glieder in gleicher Weise füreinander sorgen“ (1. Korinther 12, 25).

Auf das Zusammenspiel der Einzelteile kommt es an, sagt Paulus, und immer wieder betont er, dass die Gemeinde nur dann dem Bild Gottes entsprechen kann, wenn sie gemeinsam als ein Leib Gottes gehorsam ist, um die Ziele zu erreichen, die er ihr gesetzt hat. Alle arbeiten mit, damit die ganze Gemeinde das Ziel Gottes erreicht!

Zusammenspiel einüben

Das Miteinander in einem Leib zur gemeinsamen Umsetzung des einen Auftrages gelingt nicht von heute auf morgen. Das Zusammenspiel muss eingeübt werden, damit aus vielen Einzelnen etwas Ganzes wird. Am Anfang sind die Bewegungen des Leibes noch unkontrolliert und unbeholfen, aber Schritt für Schritt, Griff für Griff lernt der Organismus Gemeinde den koordinierten Einsatz seiner vielen Einzelteile. Immer stärker wird das Bewusstsein: gemeinsam sind wir stark! Wenn wir zusammenhelfen, dann schaffen wir es! Wir unterstützen uns gegenseitig, denn nur miteinander sind wir erfolgreich!

Das gelingt jedoch nur mit der Erkenntnis: Wir gehören zusammen! Alle Mitarbeiter ziehen an einem Strang! Wir sind *eine* Gemeinde!

Das Ganze sehen

Wie kann der Blick für das Ganze der Gemeinde geschärft werden, wie kann ein Gemeindebewusstsein unter den Mitarbeitern entstehen? Grundsätzlich gilt als entscheidende Voraussetzung: Kein Mitarbeiter tut seine Aufgabe nur aus eigenem Antrieb. Jeder Mitarbeiter ist von der Gemeindeleitung berufen und wird für seine Tätigkeit eingesetzt. Die Gemeindeleitung hat den Überblick und weiß, wen sie für welchen Bereich benötigt, damit das Zusammenspiel der unterschiedlichen Kräfte funktioniert. Das bedeutet auch, dass jeder Mitarbeiter der Leitung gegenüber Rechenschaft über seine Arbeit gibt, umgekehrt interessiert sich die Leitung für das, was er tut. Die Einsetzung eines Mitarbeiters erfolgt vor der ganzen Gemeinde, damit deutlich wird, dass seine Mitarbeit im Auftrag von allen geschieht. Regelmäßig berichtet er der Gemeinde über seine Arbeit, über Erfolge genauso wie über Misserfolge. Die Gemeinde betet für ihn und begleitet seine Unternehmungen.

Eingebunden sein

Jeder Mitarbeiter kennt seinen Platz in der Gemeinde, er ist in ein Team mit anderen eingebunden. Da gibt es neben ihm Mitarbeiter, mit denen er sich abspricht, Aktionen plant und durchführt, die ihn ergänzen oder ersetzen, wenn er verhindert ist. Die Raumbelastung im Gemeindehaus ist zu klären, die Unternehmungen sind auf andere Gruppen abzustimmen, auch bei den Finanzen sind Absprachen nötig, damit niemand den Eindruck hat, benachteiligt zu werden. Neben der horizontalen Ebene der Kollegen gibt es noch die vertikale Ebene. Erfahrene Mitarbeiter können um Rat gefragt werden, es gibt Gemeindeglieder, die ein „Patenamt“ für einen Mitarbeiter übernehmen und ihn in seinem Dienst begleiten. Nicht zuletzt kümmert sich ein älterer Mitarbeiter als Bereichsleiter um seine Belange, gibt Ermutigung oder Korrektur. Insgesamt bilden die Mitarbeiter ein dichtes Netz an Hilfe und Unterstützung, niemand wird mit seiner Aufgabe in der Gemeinde allein gelassen.

Das Ziel kennen

Gemeinsam kennen die Mitarbeiter das Ziel der Gemeinde: Was wollen wir miteinander erreichen? Jede Tätigkeit eines Mitarbeiters dient der Umsetzung dieses einen Zieles, darauf richtet er seine eigene Arbeit hin aus. Das Ziel der Gemeinde legt die Gemeindeleitung fest. Sie bestimmt, wohin das „Schiff Gemeinde“ fahren soll, damit jeder seinen Beitrag geben kann und der Kurs gehalten wird. In manchen Gemeinden wird jährlich ein Jahresmotto ausgegeben oder Perspektiven für 2-3 Jahre entwickelt. Andere Gemeinden entwerfen ein Leitbild, das bekannt gemacht wird und als Vor-Bild zur eigenen Planung dient.

Aber vor allem kommt es darauf an, welches Ziel Gott für diese bestimmte Gemeinde hat und welchen Auftrag. Deshalb stellen sich alle Gemeindeglieder immer wieder die Frage: „Herr, was willst du von uns? Was sollen wir in deinem Namen tun?“ Sie hört auf das Reden Gottes und in einem Prozess des gemeinsamen Redens und Fragens kristallisiert sich heraus, was Gottes Plan für diese Gemeinde ist. Ein spannender Vorgang!

Der Mitarbeiterabend

Um den gemeinsamen Weg miteinander gestalten zu können, braucht es immer wieder Gelegenheiten, wo Mitarbeiter zusammenkommen, sich austauschen, abklären und neu vereinbaren. Eventuell zusammen mit der Gemeindeleitung treffen sich alle Mitarbeiter der Gemeinde zu einem regelmäßigen Abend, monatlich, vierteljährlich oder zweimal im Jahr. Jeder berichtet von seinem Bereich, jeder freut sich über das, was Gott beim anderen tut. Gemeinsam richten sie sich neu am Wort Gottes aus und hören auf das, was die Leitung bestimmt hat. Noch offene Fragen werden gemeinsam besprochen und geklärt.

Dann kommt der schönste Teil des Mitarbeiterabends: der Dank. Jeder bekommt gesagt, wie wichtig das ist, was er tut, man wird gelobt und geehrt. Das ist nicht nur menschliche Anerkennung, hier äußert sich auch die Freude Gottes über den Einsatz dieses Mitarbeiters: Gott ist zufrieden mit dir!

Und dann kommen alle Mitarbeiter im Dank zu Gott und ehren ihn für alles, was er mit ihnen und durch sie getan hat. Sie geben ihm die Ehre, dadurch werden sie auch bei großen Erfolgen nicht stolz und übermütig.

Nach dieser fröhlichen Runde halten sie alle miteinander Gott ihre leeren Hände hin und bitten ihn um seine Kraft, seine Ideen und seine Weisheit für die weitere Arbeit im Reich Gottes. Denn sie wissen als Mitarbeiter Gottes, dass es nicht auf sie ankommt, sondern dass Gott das Gelingen schenkt – und sie vertrauen ihm für die nächsten Schritte, die vor ihnen liegen.

Anregungen:

In vielen Gemeinden fehlt die „mittlere Leitungsebene“, deshalb ist die Gemeindeleitung mit zu viel Detailarbeit überlastet und die Mitarbeiter haben das Gefühl, dass sich niemand für sie interessiert. Setzen Sie in Ihrer Gemeinde Bereichsleiter ein, die für eine bestimmte Abteilung der Gemeinde zuständig sind: Kinder- und Jugendarbeit, Hauskreise, Gottesdienst, Lehre, Gebet, Seelsorge, Verwaltung; Musik oder anderes. Der verantwortliche Mitarbeiter (die verantwortliche Mitarbeiterin) kümmert sich intensiv um alle Belange seiner Mitarbeiter. Er trifft sich regelmäßig mit den Mitarbeitern seines Bereiches, um zu hören, wie es ihnen geht und sie über alles Wichtige zu informieren. Verantwortliche Bereichsleiter arbeiten Hand in Hand mit dem Leitungsteam: Immer wieder berichten sie der

Gemeindeleitung über ihren Bereich. Umgekehrt bekommt sie von der Leitung die Anweisungen, die sie an ihre Mitarbeiter weitergeben. Gemeinsam mit der Leitung werden die Ziele der Gemeinde erarbeitet, die dann in den einzelnen Bereichen umgesetzt werden. Die Bereichsleiter sind also die nächste Leitungsebene nach der Gemeindeleitung, sie beraten das Leitungsteam und entlasten es.

Diese mittlere Leitungsebene (zwischen Mitarbeiter und Leitungsteam) dient einer klareren Struktur, jeder weiß, wer für ihn zuständig ist und an wen er sich wenden kann, an den Entscheidungen ist die beteiligt, die es betrifft und eindeutige Kommunikationswege sorgen für einen reibungslosen Informationsfluss. Jeder bekommt mit, was die Leitung plant und kann sich mündig in die Überlegungen einschalten. Durch die mittlere Leitungsebene wird die Gemeinde selbständiger und kompetenter, das Zusammenspiel der Einzelnen zum Nutzen des Ganzen kann besser gelingen. Außerdem formiert sich hier der Nachwuchs für die Gemeindeleitung.

4. Den gemeinsamen Auftrag entdecken

Gemeindeglieder entdecken den Wert von Gemeinschaft. Sie wenden sich einander zu, erkennen sich als Glieder des einen Leibes, feiern in den Gottesdiensten die Gegenwart Gottes und wachsen im Glauben. Sie finden dabei Stück um Stück ihre Berufung, indem sie ihre Gaben herausfinden und ihren speziellen von Gott gegebenen Auftrag wahrnehmen. Sie übernehmen Verantwortung im Reich Gottes und werden zu Mitarbeitern in der Gemeinde.

Aus Christen werden Mitarbeiter

Es ist ein Wunder Gottes, wenn aus weltlichen Menschen Christen werden, die Jesus nachfolgen. Die Erkenntnis, der Gnade Gottes bedürftig zu sein, ist ein Geschenk des Heiligen Geistes. Dass dann aber aus dem Christen und normalen Gemeindeglied ein Mitarbeiter Gottes wird, der sich einsetzt, um mit allem, was er hat, Gott zu dienen, ist ein weiteres Wunder. Denn es ist einfacher und bequemer, seinen Glauben passiv zu pflegen, als ihn aktiv den Bedürfnissen einer Gemeinde zur Verfügung zu stellen. Oft ist eine christliche Karriere in der Kirchenbank beendet, möglichst immer am gleichen Platz, zumal viele Gemeinden den Eindruck erwecken, es genüge, ein frommer Kirchgänger zu sein. Der biblische Ansatz aber ist: Jeder Christ ist ein Mitarbeiter. Auch dann, wenn ein neu bekehrter Mensch noch nicht so viel verstanden hat, ist er herausgefordert, sich mit seinen Möglichkeiten einzubringen, um nun in der Kraft Gottes nach seinem Vermögen anderen zu dienen.

Für Mitarbeiter gibt es kein Rentenalter

Es gibt keine passiven Christen! Jeder Christ ist ein Berufener und hat damit auch Anteil an dem Dienstbefehl, den Jesus allen Jüngern gegeben hat: „Gehet hin in alle Welt, machet zu Jüngern alle Völker.“ (Matthäus 28, 18-20) Das heißt jedoch nicht, dass jeder Christ alle Völker bekehren sollte. Nein, diesen Auftrag hat die Gemeinde insgesamt erhalten. Aber jeder Christ ist herausgefordert, seinen Beitrag zu tun, damit dieser universale Auftrag umgesetzt wird. Jeder Christ hat sich also die Frage zu stellen: „Was ist mein Beitrag dazu, dass die Gemeinschaft der Christen in Bewegung kommt, dass sie in die Welt eindringt, dass sie bis in die hintersten Winkel unserer Erde gelangt und letztlich aus fernen Menschen Jünger macht?“ Jeder kann etwas dazu beitragen: Gebet, finanzielle Beteiligung, Organisation, Gastfreundschaft, kritische Beobachtung gesellschaftlicher Entwicklungen, aufmerksames Hören und Reden, Tragen von Schwachen, Ermutigung der Resignierten.... Es ist nicht Platz, um alles aufzählen zu können – eben jeder hat seine spezielle Aufgabe! Und das Schöne ist: Die Mitarbeit endet nicht mit dem Eintritt in den Ruhestand. Im Gegenteil, jetzt kann sie erst richtig und ohne Zeit- und Geldprobleme beginnen! Für Gottes Reich gibt es kein zu jung und kein zu alt. Bis zum letzten Atemzug sind die Nachfolger Christi in der Pflicht, Zeugen, Botschafter, Täter des Evangeliums, eben Mitarbeiter Gottes zu sein.

Die Gemeinde ist kein Selbstzweck

Gemeinhin wird Mitarbeit *in* der Gemeinde als Mitarbeit *an* der Gemeinde verstanden. Die Mitarbeiter setzen sich ein, damit die Gemeinde funktioniert. Aber das ist nur ein Teil der Wahrheit. Natürlich ist es wichtig, dass es in der Gemeinde Mitarbeiter gibt, die für die Gemeinde sorgen: Im Gemeindesaal soll es gemütlich sein und die Dekoration der Tische stimmen, eine freundliche Bewirtung signalisiert Gastfreundschaft, wer die Klos putzt, trägt dazu bei, dass sich alle wohl fühlen können. Aber *wer* soll sich denn wohlfühlen? Geht es nur darum, dass sich die Gemeindeglieder selbst ein schönes warmes, gemütliches Nest bauen und sich am Miteinander genügen? *Warum* soll in der Gemeinde eine liebevolle Atmosphäre herrschen? Doch deswegen, dass verletzte und ausgegrenzte Menschen hier gesund werden können. Warum soll der Gemeindesaal Geborgenheit ausstrahlen? Damit fremde Menschen hier Heimat finden können. Warum setzen sich die Mitarbeiter in der Jugendarbeit bis zur Erschöpfung ein? Weil sie möchten, dass aus den Kindern und Jugendlichen neue Mitarbeiter werden, die mit beiden Beinen als mündige Christen in dieser Welt stehen können.

Warum gibt es all die Gruppen und Kreise in der Erwachsenen- und Seniorenarbeit? Damit Mitarbeiter beschäftigt sind und Menschen ein interessantes Programm erleben oder einen unbeschwerten Lebensabend verbringen können? Nein! Hier soll in unterschiedlichen Spielarten der Glauben gelebt und Verantwortung für die Entwicklungen unserer Gesellschaft übernommen werden! Gemeinde ist kein Selbstzweck!

Unbequem sein

Statt eines bequemen und satten Gemeindelebens besteht die Herausforderung, sich als Gemeinde den Nöten und Problemen unserer Zeit zu stellen. Alles was geschieht hat den Sinn und das Ziel, das Evangelium auszubreiten, und das bedeutet, sich all dem entgegenzustellen, was die Liebe Gottes hindert oder blockiert. Viele Gemeinden sind zu harmlos in einer Zeit, in der Werte ihre Substanz verlieren, der Egoismus Triumphe feiert, Menschen verloren gehen, Gewalt in vielfältiger Weise Überhand nimmt, Beziehungen zerbrechen und sich das Rad ermüdender Hektik immer schneller dreht. Es hilft nichts, nur zu jammern und sich in die Gemeinde wie auf eine sichere Insel zurückzuziehen. Die Christen sind herausgefordert, laut ihre Meinung zu sagen, den ungeistlichen Trends auf geistliche Weise die Stirn zu bieten, Menschen zu retten vor den Verlockungen der Konsumgesellschaft. Christen müssen öffentliches Gewissen sein und ins Gewissen reden, Alternativen anbieten und durch Liebe und Barmherzigkeit Frieden stiften und zur Umkehr ermutigen. Gemeinden können ein lebendiges, sichtbares Beispiel sein: Es geht auch anders! Alles was in der Gemeinde geschieht soll der Welt zeigen: Wir sind in der Welt, aber wir leben nach anderen Regeln und Prinzipien. Ist eine Gemeinde ein Zeichen des Widerspruchs, wird es spannend, denn dann macht sie sich angreifbar, erfährt Widerstand, erleidet Spott und Hohn. In unseren Gemeinden sind wir teilweise noch weit entfernt davon, wir pflegen ein frommes Gemeinschafts-Gefühl, bleiben unter uns und bestätigen uns gegenseitig in unserem Denken.

Dienstbereiche finden

Eine Gemeinde, die nur sich selbst pflegt und sich selbst genug ist, muss sich nicht wundern, wenn ihre Glieder bald eine innere Leere verspüren, wenn alles langweilig und zäh wird. Die Jungen, die nach Herausforderungen suchen, wandern aus, in den Kreisen hat man zum x-ten Mal das Gleiche gehört, in den Gebetskreisen sucht man mühsam nach neuen Gebetsanliegen und im Gottesdienst fehlt die geistliche Tiefe. Müdigkeit statt Mündigkeit prägt solche Gemeinden.

Meine Therapie für sie ist. Entwickeln Sie sich einen gemeinsamen Dienstbereich! Machen Sie sich miteinander eine Aufgabe zum Anliegen, wählen Sie eine Problemzone, für die Sie sich engagieren wollen, seien Sie an einem Brennpunkt präsent und suchen Sie sich eine Zielgruppe, für die Sie sich in ganz besonderem Maß einsetzen wollen.

Sie müssen hier wahrscheinlich nicht lange forschen: Ausländer, Jugendliche ohne Familienhintergrund, Umsiedler, Arbeitslose, Arme, Kranke, Alte – die Not ist unmittelbar und nahe, wenn wir nur bereit sind, sie wahrzunehmen. Überlegen Sie sich: wo sind die Verlorenen in Ihrer unmittelbaren Nähe? Gehen sie dorthin, dort treffen sie Jesus, der von sich sagt, dass er gekommen ist, das Verlorene zu retten (Matthäus 18,11 und 25,40).

Ist der Dienstbereich für die Gemeinde gefunden, dann wird überlegt: Wie kann das Gemeindehaus so gestaltet werden, dass sich diese Menschen hier wohl fühlen? Wie schlägt sich das gemeinsame Anliegen im Gottesdienst nieder? Was müssen wir ändern, um der Not der Menschen in unseren Gruppen und Kreisen Raum zu geben? Was kann jeder in der Gemeinde dazu beitragen, damit den Notleidenden und Bedürftigen, für die wir uns einsetzen, geholfen wird?

Jetzt kommt das Gemeindeleben in Fahrt! Nun kreist man nicht mehr um sich selbst, sondern schaut über den eigenen Tellerrand hinaus. Jetzt setzt die Gemeinde ihren Auftrag um – und jeder merkt dabei, dass sie selbst davon profitieren: Die Gemeinde weiß, um was es geht, sie spürt ihre Vollmacht, im Namen Gottes handeln zu können, sie erkennt die Absicht Gottes und erlebt, dass Gott ihr nahe ist. Sie gewinnt an geistlicher Relevanz und wächst im Glauben und im Vertrauen, vor allem dort, wo sie an ihre eigenen Grenzen stößt. Die Gebete werden leidenschaftlicher, denn man hat ein gemeinsames Ziel. Die Gemeinde gibt das weiter, was sie selbst von Gott empfangen hat, und wird selbst reicher dabei.

Anregungen:

Schaffen Sie in Ihrer Gemeinde kleine Dienstgruppen, die sich entsprechend dem gemeinsamen Auftrag selbständig um eine bestimmte Personengruppe oder Aufgabe kümmern. Wie eine „schlagkräftige Eingreiftruppe“ können diese Einheiten agieren und spontan reagieren, wenn sie auf eine Not stoßen. Wenn Gemeindeglieder sehen, wo ihre Hilfe nötig ist, braucht es nicht lange Wege, bis Entscheidungen getroffen sind, sondern kann sofort gehandelt werden. Es ist frustrierend, wenn man ein Problem erkannt hat und bereit ist etwas dagegen zu tun, aber so lange auf das entscheidende OK warten muss, bis die Energie verfliegen ist (oder das Problem sich erübrigt hat).

Vorbild könnte das Beispiel von Mutter Eva sein (Eva von Thiele-Winckler), die 1913 den Sternbund für Kinder gründete. Der Gedanke war, dass ein Kind einem andern, Not leidenden Kind zum Stern werden kann, in dem es ihm etwa Gutes tut. Bereits nach 7 Jahren waren diesem Sternbund über 2.000 Sterne beigetreten, die eine leuchtende Spur des Segens in der nachtschwarzen Zeit dieser Tage zogen. Jeder Stern war herausgefordert die Not der anderen zu entdecken, um dann allein oder mit anderen zusammen das Notwendige zu tun. Könnte es solche Bündnisse nicht heute wieder geben? Wie könnte sich die Welt verändern, wenn jedem Menschen, der an irgendeiner Not leidet, ein „Stern“ zur Seite gestellt wird, der ihm leuchtet, für ihn betet und ihm Gutes tut, so wie er es vermag? Was könnte es Gutes bewirken, wenn in unseren Gemeinden Sterngruppen ausschwärmten, um die Nacht vieler Notlagen zu erhellen?

Hier haben wir als Christen noch viel zu lernen, die kommenden Zeiten werden uns dazu herausfordern!

Eine Gemeinde, die nur um sich selbst kreist, weiß bald nicht mehr wo ihr der Kopf steht. Wenn sie nur nimmt und nicht gibt, bekommt Verdauungsprobleme oder leidet an Fettsucht.

In einer Gemeindeberater hat neulich ein Pastor folgendes Bild geprägt: Eine Gemeinde ist wie ein See. Fehlt ihr der Zufluss, trocknet sie aus, hat sie keinen Abfluss wird sie morastig und versumpft. Meditieren sie diesen Vergleich!

Zusammenfassung: Ansatzpunkte für eine Gemeindeberatung

Bereich	Maßnahme	Handlungsebene
Pfarrer, Pastor, Leitungsteam	Coaching für den Pastor und die Gemeindeleitung: Ängste und Hindernisse identifizieren Vorankommen in der persönlichen, Entwicklung Hilfestellung zum geistlichen Leben	Persönliches Coaching, Gruppensupervision des Leitungsteams Gebetspartnerschaften
Pfarrer, Pastor	Der Pastor wählt sich 2-3 Mitstreiter zu einem Strategieteam, die mit ihm eine Konzeption entwickeln, ihn stützen und begleiten und ihm helfen die Ziele zu formulieren und die Perspektiven lebendig zu halten	Strategieteam (2-3 Mitarbeiter mit strategischen Fähigkeiten) gemeinsam mit dem Pfarrer Gebetsteam zur Unterstützung
Gemeinde	Gemeinsam wird am Gemeindeverständnis gearbeitet: Die Gemeinde ist eine Schöpfung Gottes	Gemeindeseminar für alle (ca. 10 Abende)
Gottesdienst	Als Gemeinde Gott feiern, als Gemeinde auf Gott hören, als Gemeinde Gott Antwort geben	Gottesdienstteam zusammen mit dem Pastor (Mitarbeiter mit kreativen Fähigkeiten)
Gemeinschaft	Geistliche Vertiefung derer, die mit Ernst Christen sein wollen Verbindlichkeit, Mitgliedschaft	„Gottesdienst der 3. Art“ (14-tägig) jeder trägt etwas dazu bei

		Seminar: Auf Gott hören Raum der Stille schaffen
Bereichsleiter	Für jeden Bereich der Gemeinde gibt es einen verantwortlichen Mitarbeiter	Die verantwortlichen Mitarbeiter (mit Leitungsfähigkeiten) beraten den Leitungskreis Organigramm mit klarer Struktur erstellen
Mitarbeiterkreis	Hier werden Gemeindefragen besprochen, Anliegen der Mitarbeiter gehört, Gemeinde auf praktische Weise gelebt. Einander tragen, helfen, stärken, füreinander beten	Zurüstung und Schulung der Mitarbeiter Schulungsteam (Mitarbeiter mit Erfahrung und Lehrgabe)
Dienstbereiche	Jede Gemeinde übernimmt eine konkrete Aufgabe, die über die Gemeinde hinausgeht gemäß ihrem Auftrag von Gott Bedürfnisorientierte Evangelisation Brennpunkte, Zielgruppen herausfinden Öffnung der Gemeinde für einen Dienst nach außen	Koordinierungsausschuss für die einzelnen Maßnahmen des Dienstbereichs (Mitarbeiter mit organisatorischen Fähigkeiten) Gemeindeversammlung zur Festlegung des gemeinsamen Auftrages Unterschiedliche Arbeitsgruppen Jede Gemeindegruppe übernimmt eine konkrete Aufgabe

ⁱ Ich beziehe mich im Folgenden auf den Artikel „Frieden mit früher“ von Kai Baumann und Michael Linden in: Christiane Gelitz, Psychotherapie heute, Stuttgart, 2012, Seite 47

ⁱⁱ Das bedeutet nun aber nicht, hart und unnahbar zu werden! Wir sollen unser Herz fest machen und uns wappnen, damit nicht alle äußeren Einflüsse unser Innerstes treffen können. Aber gleichzeitig sollen wir empfindsam, aufmerksam und sensibel auf alles reagieren, was uns begegnet, es darf uns berühren – und manchmal auch verletzen – aber nicht zerstören!

ⁱⁱⁱ Wie wir uns vor dem Schrecken der Welt schützen können, schreibe ich in: Johannes Stockmayer, Wer zuletzt lacht. Wider den Schrecken in der Welt, Muldenhammer, 2010. Dieses Buch ist insgesamt eine Weisheitstherapie gegen Verbitterungsstörungen.

^{iv} Otto Stockmayer, Die Gnade ist erschienen, Gießen, 1990, Seite 12 und 13.

^v Siehe auch: Römer 12,12; 2. Korinther 3,12; Epheser 4,4; 2. Thessalonicher 2,16; Titus 3,7; 1. Petrus 1,3; Hebräer 6,18; Hebräer 10,23.